





Die verbannten Götter.

Von

Heinrich Heine.

Aus dem Französischen.

Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter.

Berlin, 1853.

Verlag von Gustav Hempel.



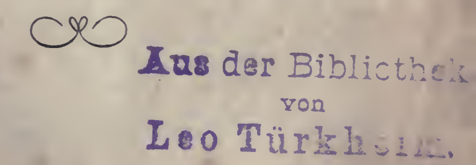
Die verbannten Götter.

Von

Heinrich Heine.

Aus dem Franzöſiſchen.

Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter.



Berlin, 1853.
Verlag von Guſtav Hempel.



Heine's Name ist seit den letzten Jahren fast immer in pathologischen Beziehungen genannt worden. Beredte Federn schilderten die Leiden des Dichters in der rue d'Amsterdam der französischen Hauptstadt. Einige Personen versuchten, in mehr oder weniger geschickt verdeckter Absicht, über die nicht bloß körperliche Seite jener Leiden Andeutungen zu machen. Aber der Kranke und Gekränkte redete auch ein Wort darein. Nachdem er im vorigen Jahre seinem Vaterlande den Romancero und das Faustische Tanzpoëm übergeben, bietet er jetzt seiner zweiten Heimath das neueste Product seiner Muse dar. Das erste Aprilheft der Revue des deux mondes bringt in seinem ersten Artikel les Dieux en exil von Heine, der bereits früher in demselben Journal die Faust-Legende zum Gegenstande seiner anmuthigen Darstellung gemacht hatte.

Der Stoff, den diese Aufsätze behandeln, ist keinem deutschen Freunde Heine's unbekannt. Gleichwohl erscheint es nicht unpassend, schon jetzt die neueste Studie des Dichters seinen Verehrern in Deutschland zu übergeben, sei es auch nur, um allen Zweiflern und Besorgten die Gewißheit zu verschaffen, daß der Humor des vielduldenden Dichters derselbe geblieben. Wir haben uns so viel über Heine erzählen lassen, so viel Dichtung und Wahrheit, lassen wir uns denn endlich einmal wieder von ihm selber unterhalten, auf die Gefahr freilich hin, nur unvollkommen zu genießen, was durch die unmittelbare Darstellung des diesmal französisch redenden Dichters jene unwiderstehliche Anmuth erhalten hätte, deren anerkannter Meister Heine ist.

Wir glauben jedoch, dem Werke selbst eine Reihe von Mittheilungen vorausschicken zu müssen, welche ein ziemlich vollständiges Bild von dem Zustande, in dem der Dichter

sich seit einigen Jahren befindet, zu geben geeignet sind. Indem diese Mittheilungen und Aeußerungen Heine's, charakteristische Umstände aus seinen Leidensjahren, nicht selten mit Berücksichtigung weniger bekannter Daten aus seinen frühern Lebensperioden, vorführen, bilden sie zugleich Beiträge zur richtigen Beurtheilung einer der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der deutschen Poesie. — Zu den Ersten, die über den kranken Dichter Bericht erstatteten, gehört Herr Adolph Stahr. In seiner Schrift: „Zwei Monate in Paris" (Oldenburg, 1851) widmet er einen umfangreichen Artikel dem „sterbenden Aristophanes". Wie früher schon der Dichter Alfred Meißner, dessen Brief über Heine durch vielfache Veröffentlichungen bekannt ist, widerlegt auch Stahr, die damals schon (October 1850) hin und wieder auftretenden Gerüchte von einer Bekehrung Heine's.

„Niedergeworfen von unheilbarer Krankheit," sagt Stahr, „bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entsetzlichsten Schmerzensqualen, hat dieser Mann die ganze Energie seines aristophanischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüstlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe sich bekehrt, der deutsche Aristophanes des 19. Jahrhunderts sei „fromm," sei ein Betbruder geworden. Es ist kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen von ihm verbreitet, haben sich entweder selbst getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es ist wahr, daß er die Bibel liest, weil er ihre poetischen Schönheiten wie Wenige empfindet, wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redet. Aber sein freies Verhältniß zu diesen Dingen bleibt unverändert, und selbst wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er doch stets seiner Freiheit bewußt und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte." — Von Heine's Pietät erzählt Stahr folgenden Zug: „Wenn Sie wüßten," sagte Heine, „wie das thut, wenn man so liest vom Bergesteigen und lustigen Reiten durch Wald und Feld, während man hier fest liegt! Und denken Sie, ich bin nie nach Rom gekommen, ich habe Rom nie gesehen. Es war etwas Wunderbares, daß ich nicht hinkam. Als ich in Oberitalien war, kam ich direkt von London und hatte nach Rom gewollt, fand aber, daß ich nicht Geld genug hatte.

Denn daß ich ein ganz Theil englischer Banknoten, die ich von London her noch übrig hatte, in Italien verkaufen könne, fiel mir erst ein, als ich wieder in Deutschland war. Das wäre indessen noch zu beseitigen gewesen. Aber mich überfiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach meinem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und Knall und Fall umkehrte. Meine Beängstigung war anscheinend ganz grundlos, ich konnte mir aber nicht helfen. Unterwegs erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir schrieb, daß unser Vater lebensgefährlich krank sei, und daß ich bei Herrn Textor in Würzburg Weiteres erfahren werde. Als ich dort ankam, war mein Vater todt. Er hielt eine Weile inne, dann fuhr er fort: Es war ein vortrefflicher Mann, und ich habe Jahre lang den Verlust nicht begreifen und ihn nie verschmerzen lernen. Es ist sonderbar, daß man nie an den Tod glaubt, den man nicht sieht, daß man nie glaubt, Jemand, den wir lieben, könne sterben. Man sagt sich wohl, es könne geschehen, aber man glaubt es nicht, und das ist ein Unglück. Denn darum behandeln wir unsre Geliebten nicht so gut, als wenn wir dächten, daß wir sie verlieren könnten. Man ist nie gut genug zu einander.

Einige Monate nachdem ihn Stahr gesehen, suchte den kranken Dichter der Componist Ferdinand Hiller aus Köln auf (Mai 1851). Er giebt folgende Beschreibung seines Besuches:

„Was macht Heine?" ist eine Frage, die nie öfter gethan worden, als seitdem man den berühmten Dichter von schweren Leiden heimgesucht weiß — seine Freunde und Gegner begegnen sich jetzt in ihrer Theilnahme. Es ist freilich nichts günstiger für einen hervorragenden Menschen, als wenn es ihm schlecht geht — höchstens zu sterben dürfte noch vortheilhafter sein. Wenn indeß Voltaire ein Jahrhundert seiner Unsterblichkeit gegen eine bessere Verdauung gern eingetauscht hätte, dann weiß ich nicht, wie viele dergleichen der arme Heine zu geben versucht sein könnte, um sein Krankenlager verlassen zu dürfen. Seit zwei Jahren ist er ununterbrochen an dasselbe gefesselt, und kaum ist irgend eine Hoffnung da, es werde je auch nur eine geringe Besserung in seinem Zustande eintreten. Ist aber der Körper fast gänzlich gelähmt, so ist dem Geiste die vollkommenste

Schwungkraft geblieben — ist der erstere in die enge Schlafstube gebannt, so tummelt sich der letztere frei umher, auf allen Gebieten des Gedankens. Und nicht allein das — große und kleine Begebenheiten, große und kleine Persönlichkeiten nehmen das Interesse des humoristischen Poeten nach wie vor in Anspruch, und von allen möglichen Erscheinungen in der Kunst wie im Leben nimmt er Notiz. Als ich an seinem Bette saß und er mir abwechselnd sprach vom lieben Gott und von Meyerbeer, vom König von Preußen und von mir selber, vom Frankfurter Parlament und von seinen Gedichten, da war mir's zuweilen, als flanirte ich wie vor funfzehn Jahren mit ihm auf dem Boulevard des Italiens herum. Aber abgesehen von dem mich aus solchem Traume reißenden Anblick dessen, was mich umgab, kamen zuweilen auch Klagen auf die Lippen des Leidenden, zu welchen der früher so gesunde, das Leben so reichlich genießende Mann damals keine Veranlassung hatte. Doch auch dann, wenn er von seiner Krankheit, von seiner hoffnungslosen Zukunft spricht, zeugen die Ruhe, die Resignation seiner Worte von einer riesigen physischen Kraft. Und was diese Unversehrtheit des Heine'schen Geistes vollends beweist, ist die starke Dosis von — wie soll ich es nennen? — von Schalkhaftigkeit, die seinen Urtheilen über Große und Geringe, über Freund und Feind beigegeben ist. Er gehört noch immer mehr oder weniger zu den Geistern, die verneinen — aber wir wissen ja zu unserer Beruhigung aus Göthe's „Faust", daß dieselben im Himmel gar nicht so übel angeschrieben sind. Zu einem Schlusse auf die Ansichten, zu welchen unser Dichter jetzt in Bezug auf die höchsten Dinge gelangt ist, will ich übrigens durchaus hiermit keine Veranlassung gegeben haben — ich weiß nicht, was er glaubt —, aber wenn ich auch glaube, daß er es weiß, so glaube ich doch nicht, daß er so leicht hierüber irgend Jemandem ganz reinen Wein einschenkt. Heine's Züge sind interessanter, man könnte fast sagen, schöner geworden, als sie je gewesen. Die Augen sind geschlossen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde darüber hinfallende Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeschnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; selbst über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare sind braun und

dicht wie ehemals. Wahrhaft idealisch schön ist die weiße schlanke Hand geworden; sie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klasse der rein psychischen. Leider sind alle diese poetischen Dinge allzu elegischer Natur, und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, seine Pausbacken und seinen behäbigen embonpoint zurückwünschen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigsten Lieder zu dichten.

Im August 1851 eilte Herr Gustav Heine an das Krankenbett seines Bruders. Dieser loyale österreichische Unterthan entwirft in dem von ihm redigirten „Wiener Fremdenblatte" folgende Schilderung:

„Nachdem wir unsere persönlichen Angelegenheiten besprochen, gewann ich Zeit mit ihm über verschiedene Gegenstände zu plaudern. Ich fragte ihn plötzlich, ob es wahr sei, daß er, wie man sage, eine Betschwester geworden? Er antwortete lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und bete täglich zum lieben Gott, daß er Dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen einflöße." Ich bemerkte darauf scherzend, daß es mich freue, in seiner Antwort den Namen Gottes genannt zu hören, woraus zu schließen, daß er kein Atheist mehr sei — als den man ihn früher schildern wollte. Zugleich machte ich ihn ernstlich darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott fördern würde, wenn er sich öffentlich darüber aussprechen wollte. Mit der ernsthaftesten Miene antwortete er mir: „dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam kann es ganz gleichgültig sein, ob ein kleines Mäuschen in der rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt oder nicht. So viel kann ich Dir sagen, ich bin jetzt einer der treusten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quand-même. Ich habe Frieden mit Gott gemacht wie mit den Menschen, und Ersterem die Bestrafung aller Unbillen überlassen, die ich von Letzteren erlitten habe. Ich bemerke sogar, daß mich der liebe Gott an manchen Menschen ärger gerächt hat, als es mir lieb ist. In meinen Nachtgebeten bitte ich ihn im wirklichen Ernste, daß auch er manchem meiner Feinde verzeihe. Alles was nur einen Anstrich von Atheismus hatte, habe ich sorgfältig aus meinen Papieren vertilgt; denn ich bereue auf-

richtig, daß ich manchen gläubigen Seelen Anstoß gegeben habe." Dies ist meines Bruders religiöse Stimmung; seine politischen Ansichten sind dieselben geblieben und sein politischer Fanatismus bricht sich noch manchmal Bahn.

„Während unseres Gespräches über Literatur sah ich zufällig ein Buch auf seinem Tische, das den sonderbaren Titel führte: „Schief Lewinchen." Mein Bruder sagte mir, daß es ihm Campe zugeschickt und ihm vertraut habe, der Verfasser desselben sei unser alter Freund Hermann Schiff. Heinrich war voll des Lobes über dieses Buch: „Dieser dumme Kerl, sagte er, ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe als alle neueren Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tiefsinnig, voll sprudelnden Witzes, wahrhrft künstlerisch, und was die Hauptsache ist — es hat das Verdienst, mich unendlich amüsirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzseite des jüdischen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinsten Schacherjuden aber ist sehr oft Edelsinn und Großmuth verborgen. Sie verstecken diese Glanzseite oft absichtlich — wie sie in den Zeiten des Druckes ihren Reichthum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habsucht zu sichern wußten." Bei den Worten meines Bruders über die Juden kam mir sein „Rabbi von Bacharach" in's Gedächtniß und ich sagte ihm, wie sehr ich besonders seine Schilderung der alten Stadt Frankfurt bewundere. Er sprach: „Ich war öfters in Frankfurt und kenne deshalb die Stadt so gut. Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit daselbst zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten in dem Büreau des Banquiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur 14 Tage dort und benutzte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studiren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Büreau des Banquiers meines Vaters brachte ich, wie gesagt, nur 14 Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: „ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden." Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe

es früh eingesehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle."

„Ich fand meinen Bruder eines Morgens sehr heiter gestimmt, er hatte seit langer Zeit wieder geschlafen. Auf seinem Tische lagen Zeitungen, aus denen er sich hatte vorlesen lassen. Im Laufe des Gespräches nahm ich ein französisches Journal zur Hand, und nachdem ich seinen Inhalt überflogen, fragte ich Heinrich, was er von den öffentlichen Personen Frankreichs halte: „Ah, sagte er, da muß ich Dir dieselben Worte sagen, die der alte französische Wachtmeister äußerte, als der Lieferant Lewi seine Ochsen ablieferte. Dieses geschah auf dem Marktplatze eines kleinen Städtchens, wo der Etat-Major stationirte, vor dem jedesmal die Ochsen vorbeidefiliren mußten, um gezählt zu werden. Hr. v. Lewi hatte versprochen, 300 Ochsen zu liefern, hatte aber nur 100 Ochsen zu seiner Disposition. Er ließ deshalb die Ochsen einzeln vor dem Etat-Major vorbeitreiben, und richtete es so ein, daß die gemusterten Ochsen von seinen Knechten schnell zu dem einen Thore hinaus, und um die Stadt herum zu dem andern wieder herein getrieben wurden, so zwar, daß endlich von dem Etat-Major die Zahl von 300 Ochsen richtig bescheinigt wurde. Nur ein alter Wachtmeister, der dabei war, schüttelte den Kopf mit Verwunderung und bemerkte: Es käme ihm vor, als seien es immer dieselben Ochsen. Ja, lieber Bruder, schloß Heinrich, auch mir will es vorkommen, als seien es immer dieselben Ochsen."

„Und so ist er, der „Schmerzensreiche", in Stunden, wo seine Leiden nicht zu sehr auf ihm lasten, immer noch der alte Heinrich Heine, dem eben so die feine Grazie, als der tief verwundende Sarcasmus zu Gebote stehen. Er erzählt in solchen Momenten oft die sonderbarsten Dinge mit der ernsthaftesten Miene. Ist er aber zu Ende, so hebt er schalkhaft das Augenlied des rechten Auges mit dem Finger sachte empor, und wenn er bemerkt, daß man bei seiner Rede ein ernsthaftes Gesicht machte, lacht er Einen laut aus. Sein liebenswürdiger Witz trifft Jeden, der ihm naht. Die Frauen nennt er nur: „die große Nation," und wie er die Gesammtheit derselben mit diesem umfassenden Namen bezeichnet, so hat er auch für jede einzelne Vertreterin des Geschlechtes ein Angebinde voll heiterer Neckereien.

„Davon ist nun keine Dame ausgenommen, nicht einmal seine Frau, eine schöne, große Französin, die mit Treue und Liebe an ihm hängt und die er selbst unendlich liebt. Als ich mit meiner Frau in die Wohnung Heinrichs kam, wollte ich sie, da sie leidend ist, nicht in das Zimmer meines Bruders führen, weil ich befürchtete, daß sein Anblick einen zu erschütternden Eindruck auf sie machen würde. Aber durch die Sehnsucht, den Dichter endlich zu sehen, den sie seit ihrer frühen Jugend so sehr verehrte und den wiederholten Ruf Heinrichs nach ihr, war meine Frau nicht länger zurückzuhalten und trat ein. Er hob zuerst das Augenlied empor, und als er dann die zarte Hand meiner Frau in seiner Rechten fühlte, rief er, indem ein feines Lächeln schalkhaft über seine Züge flog: „Bruder, Du warst klüger als ich, Du nahmst Dir von den Uebeln das Kleinste." Dabei ergriff er zugleich die Hand seiner Frau, die er mit einer unendlichen Innigkeit drückte.

„Nebst seiner Frau wetteiferten noch viele Menschen in Paris, ihm sein Leben zu verschönern. Ich fand mehrere der geistreichsten Frauen bei ihm, die ihn zu unterhalten suchten. Außerdem verschafft es ihm den größten Genuß mit Kindern zu spielen. Ich werde den Anblick nie vergessen, der sich mir einmal beim Eintreten darbot. Heinrich lag, wie gewöhnlich, mit seinem blassen Antlitz und seinen geschlossenen Augen auf dem Lager. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, schön wie ein Engel, mit schwarzen Augen; an seiner Schulter angeschmiegt, halb stehend, halb sich an das Bett lehnend, sah ihn ein kleines, schönes Mädchen, sein Pathe, dem er eben Geschichtchen erzählte, mit den großen blauen leuchtenden Augen lächelnd an. Ein drittes kleines Mädchen stand zu seinen Füßen. Es war ein Bild, so unendlich wehmüthig, so voll Stoff zu den ernsthaftesten Betrachtungen, daß ich meiner Rührung nicht Herr werden konnte. — Wie gesagt, Alles bemüht sich, ihm sein Leben — oder besser gesagt, sein Leiden, minder schmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweise der rührendsten Theilnahme zu. Selbst unsere alte Mutter, die liebe, geistreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, sendet ihm die neuesten deutschen Bücher, da diese in Paris nicht zu bekommen sind.

„Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, wie sehr mich die Irrthümer verwundet haben, die über die finanzielle Lage meines Bruders verbreitet sind. Personen, die vielmehr das höchste Lob verdienen, hat man fälschlich einer Härte angeklagt. Namentlich hat man die angebliche Entziehung einer Pension, die sein seliger Oheim für ihn konstituirte, als Ursache der Dürftigkeit des Dichters angegeben. Mein Bruder hat sich vor drei Jahren in der „Allgemeinen Zeitung" darüber ausgesprochen und sich dahin geäußert, daß jene Pension fast verdoppelt ausgezahlt werde. Ich habe mich in Paris nun selbst überzeugt, daß es damit ganz seine Richtigkeit habe, und daß der Sohn jenes edlen großen Mannes, Carl Heine in Hamburg, die Summe mit lobenswerther Großmuth mehr als verdoppelt hat. Dadurch, seine sonstigen Einkünfte abgerechnet, ist Heinrichs Lage nichts weniger als trostlos. Es wird für ihn eine eigne Köchin gehalten und zwei Wärterinnen wechseln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleser und einen Sekretair und sein Arzt ist der ausgezeichnete, sowohl in Deutschland als Frankreich berühmte Dr. Gruby.

„Als ich am Tage meiner Abreise des Morgens zu ihm kam, fand ich ihn sehr angegriffen. Er übergab mir das Manuscript seiner neuen Gedichte, „Romancero" benannt, damit ich es seinem Freunde Campe in Hamburg überbringe. Ich versprach, um ihm und mir den schmerzlichen Abschied zu ersparen, ihn noch einmal zu besuchen. Er schien meine Absicht zu ahnen, und indem er mir herzlich die Hand drückte, sagte er lächelnd: „Komme noch einmal zu mir und bald wieder nach Paris. Habe keine Furcht, jetzt sterbe ich noch nicht, ich habe noch viel zu thun. Ich muß die Gesammtausgabe meiner Werke ordnen, ich habe es Campe versprochen, du kennst ihn, früher läßt er mich nicht sterben."

Die neuesten Mittheilungen über Heine finden sich in einem Aufsätze, welchen das „Magazin für die Literatur des Auslandes," (19. März 1853) veröffentlicht. Herr F. v. H. (Hohenhausen) erzählt darin:

„Es war wieder ein wunderschöner Tag gewesen, das Abendroth färbte den klaren Himmel schon winterlich zur Nachmittagsstunde, die aber in Paris natürlich Vormittag heißt, als wir bei Heine vorgelassen wurden. Der Anblick

seiner Leiden war weniger erschütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat sein Gesicht durchaus nicht entstellt, sondern es bis zum höchsten Grade vergeistigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darstellt, ist ähnlich; nur ist sein Gesicht noch schmaler und leidender. Sein Aeußeres hat sich eigentlich sehr wenig verändert, er gleicht noch vollkommen seiner Jugend-Erscheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin gesehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwischenzeit dieser langen Jahre soll er einmal beinahe unförmlich stark gewesen sein, wie er versichert; die Annäherung des traurigen Rückenmark-Leidens hat aber bald seine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht mehr verlassen und vertauscht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnsessel. Opium ist seine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. Es ist wahrhaft staunenswerth, daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinsten Nervengeflechten hat, nicht zerstörend auf die Organe des Geistes zu wirken vermochte. Wir sollten bei Heine den glänzendsten Beweis davon erhalten.

„Er hatte einen seiner schlimmsten Tage und schon zum zweitenmale Opium genommen. Schwach und klagend empfing er uns in seinem Bett, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umstellt war. Er versicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu sein, und bat uns, unseren Besuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, die ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hat. Wer mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für kerngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geist sich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeschwächter Kraft entfaltete. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an seine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz besonders.

„Jene Zeit, welche die Morgenröthe seines beginnenden Ruhmes war, riefen wir gemeinschaftlich uns in's Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hause der Dichterin Elise von Hohenhausen war damals der Sammelplatz derselben gewesen; jeder Dienstag führte dort die genügsamen Berliner bei einer Tasse Thee zusammen. Viele literarische Notabilitäten waren darunter: Varnhagen, mit den feinen, aristokratischen Mienen; Chamisso, dem das lange, graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte; Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Kolorit, den stolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelssohn, übersprudelnd von Witz und köstlich erzählten Anekdoten. Dann damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Hensel, jetzt Professor; Leopold von Ledebur, damals ein studirender Lieutenant, jetzt ein bekannter Historiograph und Direktor der Kunstkammer im Berliner Museum; der Dichter Apollonius v. Maltitz, jetzt russischer Gesandter in Weimar; Graf Georg Blankensee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der ersten Kammer u. s. w. Die Meinungen über Heines Talent waren noch sehr getheilt, die Wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen unbestrittenen Dichterruhm. Elise von Hohenhausen, welche damals mit ihren Uebersetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beschäftigt war, proklamirte ihn zuerst als dessen Nachfolger in Deutschland, fand aber viel Widerspruch; bei Heine jedoch sicherte ihr diese Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie schwer es zu jeder Zeit gewesen ist, das Talent in der Knospe zu erkennen, bewies auch der Umstand daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für seine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewiesen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete sich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenschein fand, um die herbe grüne Knospe zu sprengen, bis endlich jedes Purpurblättchen den schönen Namen „Immermann" zeigte. In dem Hause der Frau von Hohenhausen wurden damals seine Erstlingsdramen vorgelesen und vielfach beachtet; Heine's spätere Bekanntschaft mit Immermann wurde dort vermittelt.

In dem unbedeutenden westfälischen Lokalblatt, der „Sprecher,“ standen sie öfter mit ihren ersten Erzeugnissen neben einander, und in der freilich nicht sehr poetischen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterstützt.

„Da Heine in der Neujahrsnacht 1800 geboren ist, so war er zu jener Zeit 22 bis 23 Jahr alt. Er war klein und schmächtig von Gestalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesicht zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst mehr empfindlich gegen Spott als aufgelegt, ihn auszugeben. Die guten Empfindungen, die er später oft verlachte, fanden ein wohlklingendes Echo in seiner Seele. Zum Beweise und als literarische Kuriosität möge hier eine Stelle aus seinen (im westphälischen „Sprecher“ abgedruckten) „Berliner Briefen“ stehen, die gewiß Niemand aus Heine's Feder geflossen glaubt, so mitfühlend und aufrichtig stimmt er dem patriarchalischen Kultus der damaligen Berliner für ihre Königsfamilie bei: „Wer nach Berlin kömmt, darf nicht versäumen, an einem schönen Vorfrühlingstage um halb eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein nach der Gegend, wo unserer seligen Louise ein einfaches kleines Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußern Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: Der König müsse sich oft in dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohne und nur selten nach Berlin kommt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls um diese Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die Noblesse. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten; die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch' ein schönes kräftiges Fürstengeschlecht. An diesem Stamme ist kein mißgestalteter verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei.

Jene schöne, jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsere Alexandrine. Im braunen festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus" u. s. w.

„Man sieht, der junge Dichter war auf dem besten Wege, sich in eine Prinzessin zu verlieben, eine poetische Licenz, die viele seiner Verehrer ihm später verdacht haben würden.

„Von Berlin und seinen Kreisen führte uns die gemeinschaftliche Erinnerung in die Zeit, wo Heine seine Reisebilder schrieb und uns in Westphalen besuchte. Die Fußreise durch das Weserthal erschien ihm jetzt auf seinem Krankenbett wie eine Heldenthat und nicht genug erkannte Glücksepisode. Wir hatten, bei der heiteren Abschweifung in die Vergangenheit, „seine Matratzengruft zu Paris" auf einige Augenblicke vergessen. Traurig wurden wir daran gemahnt, der Kontrast seines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszustand drängte sich zu peinlich auf. Dabei ist seine Wohnung nach deutschen kleinstädtischen Begriffen sehr düster und beschränkt; sie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indessen als ein Vorzug betrachtet wird, der Straßenlärm ist allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. Aber es ist doch gar zu traurig, daß der kranke Dichter nie den belebenden Hauch eines frischen Luftzugs empfinden kann in diesem steinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitscher, kein Säuseln grüner Bäume dringen kann zu dem Sänger des Lenzes, um ihn zu erquicken in seiner traurigen Blindheit und Hülfslosigkeit. Ein Transport in's Freie ist bei den engen hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit, und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deshalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz, diese gefängnißartige Woh-

nung erschien uns wie eine traurige Vermehrung seiner Leiden. Wir redeten ihm zu, sie wo möglich mit einer Parterrewohnung zu vertauschen, oder nach Deutschland zu kommen, um das Bad Oeynhausen in Westphalen zu gebrauchen, das Wunder thun soll bei Rückenmarksleiden und wo wenigstens seine Leidensgefährten in Rollstühlen die frische Luft und erheiternde Geselligkeit genießen können. Der Vorschlag erregte sichtlich einige Hoffnungen bei ihm. Nur fürchtete er die Schwierigkeit der Reise und daß seine Frau in einem kleinen deutschen Bade als Pariserin sich unglücklich fühlen würde. Die Rücksicht, welche er stets für diese zeigt, und die Dankbarkeit, wovon sein Mund für sie überfließt, sind untrügliche Beweise für ihre Pflichttreue und aufopfernde Pflege. Heine bezeichnet sie als den Gegenstand einer romantischen Neigung, der nach funfzehnjähriger Ehe noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn geblieben sey.

„Diese liebevolle Gattin und die Tröstungen der Religion sind die Engel, welche an seinem Schmerzenslager stehen. Man hat es fast zu einer Streitfrage gemacht, ob Heine den letzteren zugänglich sey oder in der sarkastischen Auffassung seiner muthwilligen Jugendlaune verharre. Er sagte darüber wörtlich: „Mir erging es wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen unbeachteten Schubfach seines Geldschranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden in allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden." Daß er dieses Geständniß nur denen macht, auf deren Sympathie er rechnen kann, ist ein Zeichen, daß auch ihm die edle Scheu eigen ist, von heiligen Dingen nicht vor profanen Ohren zu reden. Auch ist er, trotz seiner Kränklichkeit, noch immer ein zu höflicher und liebenswürdiger Wirth, um seinen Besuchen durch direkten Widerspruch entgegenzutreten. Daher die verschiedenen Auslegungen seiner Ansichten, wie sie noch kürzlich mit einem gewissen Triumph in das Publikum gebracht worden sind. Den Gewissenszwang der Ungläubigen hat Heine aber noch entschiedener von sich gewiesen, als den der Gläubigen, die denn doch wenigstens eine gute Absicht mit ihm hätten

und nicht, wie die Anderen, ihrem eigenen Hochmuth und Geistesdünkel mit seiner erschlichenen Beistimmung schmeicheln wollen.

„Mit Wehmuth schieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft besitzt, um uns einen Abschiedsblick nachzusenden, und reichte uns die bleichen feinen Wachshände.

Wir fügen zu diesen fremden Mittheilungen noch eine von Heine selbst hinzu: Als dieser nämlich von dem bekannten St. René-Taillandier um die genaue Angabe seines Geburtsjahres, worüber vielfache Abweichungen vorhanden, ersuche wurde, schrieb er zur Antwort (März 1852): „Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande sein sollte, Noten zu dictiren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt in den Biographien nicht genau angegeben ist.

Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein; man wollte mich dadurch vom Dienste Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den 12. December 1799. Wichtig ist nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich schon mit 16 Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „Die beiden Grenadiere" finden, und es wird Ihnen beweisen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiser galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals stolz auf diese Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu sein, obgleich ich ebenso gut wie die frömmsten meiner berliner Feinde dem evangelischen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich sogar gedehmüthigt, nur für ein gewöhnliches menschliches Geschöpf zu passiren, ich, den doch der Philosoph Hegel glauben machte, ich sei Gott! Wie war ich da stolz auf meine Gottheit! Welche Ideen hatte ich nicht von

meiner Größe! Das war eine schöne Zeit für mich; ach! sie ist seit lange verschwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieselbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgestreckt daliege."

Die verbannten Götter.

Die vorliegende Studie ist das neueste Produkt meiner Feder und nur einige Seiten derselben datiren aus älterer Zeit. Diese Bemerkung halte ich insofern für wichtig, als ich nicht wünschte, daß es scheine, ich möchte gewissen Librettisten, welche schon manchmal von meinen Nachsuchungen auf dem Felde der Legende Vortheil zu ziehen wußten, ins Gehäge kommen. Gern verspräche ich demnächst eine Fortsetzung dieser Arbeit zu bringen, zu welcher sich der Stoff in meinem Gedächtnisse angehäuft hat; allein mein mißlicher Gesundheitszustand gestattet mir nicht, auch nur für den nächsten Tag eine Verpflichtung zu übernehmen.

Wir sterben Alle dahin, Menschen und Götter, Glaubensmeinungen und Traditionen. — Es ist vielleicht ein frommes Werk, die letzteren einer vollständigen Vergessenheit zu entreißen, indem man sie einbalsamirt; freilich nicht in der häßlichen Weise, wie es Doktor Gannal macht, sondern durch Geheimmittel, wie sie sich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubensmeinungen sterben dahin und mit ihnen die Traditionen! Sie schwinden nicht nur in unseren civilisirten Ländern, sondern sogar in den nördlichsten Gegenden der Erde, wo noch vor Kurzem der buntscheckigste Aberglaube blühte. Die Missionäre, die jene kalten Länder durchwandern,

klagen über den Unglauben ihrer Bewohner. In der Beschreibung einer von einem dänischen Prediger nach dem nördlichen Grönland gemachten Reise erzählt uns derselbe, daß er einen Greis um den gegenwärtigen Glauben des grönländischen Volkes befragt habe. Der gute Mann antwortete ihm: „Früher glaubte man noch an den Mond, aber heute glaubt man auch daran nicht mehr."

Paris, den 19. März 1853.

Heinrich Heine.

Ein eigenthümliches Handwerk, das eines Schriftstellers! Der Eine hat Glück in dieser Profession, der Andre nicht; doch der unglücklichste aller Autoren ist ohne Widerrede mein armer Freund Heinrich Kitzler, Docent der Literatur in Göttingen. Niemand in dieser Stadt ist so gelehrt, so reich an Ideen, so arbeitsam als er, und dennoch ist niemals auch nur das kleinste Werkchen von ihm auf der Leipziger Messe erschienen. Der alte Bibliothekar Stiefel mußte jedesmal lachen, wenn Heinrich Kitzler ein Buch von ihm verlangte, das er, wie er sagte, sehr nothwendig brauche, um ein Werk zu beenden, welches er „unter der Feder" habe.

„Das wird lange unter Deiner Feder bleiben!" murmelte dann der alte Stiefel vor sich hin, während er die klassische Leiter hinaufstieg, die zu den höchsten Schichten der Repositorien führte.

Herr Kitzler galt allgemein für einen Einfaltspinsel und war in der That doch nur ein ehrlicher Kerl. Niemand kannte den wahren Grund, weshalb kein Buch von ihm erschien, und ich selbst entdeckte ihn blos zufällig eines Abends, als ich mein Licht an dem seinigen anzünden wollte — denn er wohnte in dem Zimmer nebenan. Er hatte so eben sein großes Werk über „die Erhabenheit des Christenthums" zu Ende gebracht; weit entfernt

jedoch, sich davon befriedigt zu zeigen, blickte er melancholisch auf sein Manuscript.

Endlich also, rief ich ihm zu, wird Dein Name auf dem Bücherkatalog der Leipziger Messe erscheinen?

Ach nein, antwortete er und stieß einen tiefen Seufzer aus, ich werde mich gezwungen sehen, dies Werk gleich den übrigen ins Feuer zu werfen.

Darauf vertraute er mir sein schreckliches Geheimniß an: jedesmal, wenn er ein Buch schrieb, traf ihn das größte Unglück. Nachdem er alle für seine Thesis sprechenden Beweise erschöpft hatte, glaubte er sich verpflichtet, gleichermaaßen alle Einwürfe, welche ein Gegner dawider erheben könnte, durchzunehmen. Er suchte dann von einem entgegengesetzten Standpunkte aus die subtilsten Argumente auf, und da diese ohne sein Wissen in seinem Geiste Wurzel faßten, so geschah es, daß bis zur Beendigung seines Werkes seine Ansichten sich nach und nach so weit geändert hatten, daß sie eine Reihe von Ueberzeugungen bildeten, welche seinen früheren Meinungen schnurstracks zuwiderliefen. Aber auch dann war er ehrlich genug, um den Lorbeer des literarischen Ruhmes auf dem Altar der Wahrheit zu verbrennen, d. h. sein Manuscript frischweg ins Feuer zu werfen. — Und darum eben seufzte er aus der Tiefe seines Herzens, als er an das Buch dachte, in welchem er die Erhabenheit des Christenthums dargethan hatte. — Ich habe, sagte er, Auszüge ans den Kirchenvätern gemacht, daß man zwanzig Körbe damit anfüllen könnte. Ganze Nächte habe ich, den Kopf in der Hand, am Tische gesessen und die Apostelgeschichte gelesen, während Ihr in Deinem Zimmer nebenan Punsch trankt und Gaudeamus igitur

sangt. An die Buchhandlung Vandenhoeck und Ruprecht habe ich 38 sauer verdiente Thaler für theologische Brochüren, die ich zu meinem Werke brauchte, gezahlt, und hätte mir für dieses Geld die schönste Meerschaumpfeife kaufen können. Ganze zwei Jahre, zwei köstliche Jahre meines Lebens, habe ich mühselig gearbeitet, und das alles, um mich lächerlich zu machen und wie ein auf der That ertappter Lügner die Augen niederschlagen zu müssen, sobald die Frau Hofräthin Blank mich fragen wird: „Wann soll denn Ihre „Erhabenheit des Christenthums" erscheinen?" Ach, dieses Buch ist fertig, fuhr der arme Mann fort, und mein Werk würde ohne Zweifel dem Publicum gefallen: denn ich habe darin den Sieg des Christenthums über das Heidenthum verherrlicht und gezeigt, daß die Wahrheit und Vernunft hierdurch über die Lüge und den Irrthum triumphirt haben; aber — ich Unglücklicher; — ich weiß im Grunde meiner Seele, daß das Gegentheil der Fall war, daß die Lüge und der Irrthum . . .

„Still!" rief ich, über das, was er zu sagen sich anschickte, mit Recht erschreckt, „still! Wagst Du es, Verblendeter, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen? Gesetzt auch, Du wolltest die Wunder des Evangeliums leugnen, so könntest Du doch nicht leugnen, daß der Triumph des Evangeliums an und für sich ein Wunder war. Ein kleiner Haufe einfältiger Leute drang trotz der Häscher und Weltweisen in die römische Welt ein, nur mit der Waffe des Wortes bewehrt . . . Aber auch welch' ein Wort! . . . Das wurmstichige Heidenthum krachte an allen Seiten bei der Stimme dieser Fremden, dieser Männer und Frauen,

welche der alten Welt ein neues himmlisches Reich verkündeten, und weder die Krallen der wilden Thiere, noch die Messer der noch wilderen Henker, noch das Schwert, noch die Flamme fürchteten ... waren sie doch selber Schwert und Flamme, das Schwert und die Flamme Gottes! — Dieses Schwert hat das verwelkte Laub und die verdorrten Zweige vom Baume des Lebens abgehauen und hat ihn so vor der Fäulniß gerettet. Die Flamme hat seinen erkaltenden Stamm wieder erwärmt, und ein grünes Laub und duftende Blüthen sind aus seinen erfrischten Zweigen entsprossen! Unter allen Schauspielen, welche die Geschichte uns bietet, giebt es nichts so Grandioses, so Ergreifendes als dieses Auftreten des Christenthums, seine Kämpfe und sein vollständiger Sieg!"

Ich sprach diese Worte in einem um so feierlicheren Tone aus, als meine Stimme, weil ich diesen Abend viel Eimbecker Bier getrunken hatte, sonorer geworden war.

Heinrich Kitzler war von meiner Rede keineswegs gerührt. — Bruder, erwiderte er mit einem schmerzlichen, ironischen Lächeln, gieb Dir nicht so viel Mühe; was Du mir da sagst, habe ich selbst viel reiflicher durchdacht und besser auseinandergesetzt, als Du es thun könntest. Ich habe in diesem Manuscripte das verderbte und verworfene Zeitalter des Heidenthums mit den lebhaftesten Farben gemalt, und ich kann mir sogar schmeicheln, an Kühnheit der Pinselstriche den besten Werken der Kirchenväter gleichgekommen zu sein. Ich habe gezeigt, wie die Griechen und Römer in alle Ausschweifungen versanken, weil sie durch das Beispiel ihrer Gottheiten verführt wurden, welche, wenn man sie nach den Lastern, deren sie angeklagt werden, beurtheilen soll, kaum werth wären,

für Menschen zu gelten. Ich habe es unwiderruflich ausgesprochen, daß der oberste der Götter, Jupiter in eigener Person, nach dem Wortlaut des Hannöverschen Strafgesetzbuches tausendmal die Galeren, wo nicht gar den Galgen verdient hätte. Um das Gegenbild aufzustellen, habe ich dann die Lehre und die Grundsätze des Evangeliums weitläufig erklärt und dargethan, wie die ersten Christen, dem Beispiele ihres göttlichen Lehrers folgend, niemals trotz aller Verachtung und allen Verfolgungen, welchen sie ausgesetzt waren, etwas Anderes übten oder lehrten, als die reinste, heiligste Moral. Die schönste Partie meines Buches ist die, wo ich voll edlen Eifers das Christenthum darstelle, wie es gegen das Heidenthum in die Schranken tritt und wie ein neuer David diesen zweiten Goliath niederwirft... Aber ach, dieser Kampf stellt sich jetzt meinem Geiste unter einer ganz anderen Gestalt dar... All' meine Liebe, all' mein Enthusiasmus für diese Apologie ist erloschen seit dem Augenblick, da ich über die Ursachen nachdachte, denen die Gegner des Evangeliums seinen Sieg beimessen. Unglücklicher Weise kamen mir einige neuere Schriftsteller, unter andern Eduard Gibbon, zu Gesicht. Den evangelischen Siegern wenig günstig gesinnt, sind sie noch weniger von der Tugend dieser siegreichen Christen erbaut, welche später in Ermangelung des geistlichen Schwertes und der geistlichen Flamme zum weltlichen Schwerte und zur weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen... Soll ich es gestehen? Auch ich habe am Ende, ich weiß nicht welche, profane Sympathie für jene Reste des Heidenthums empfunden, für jene schönen Tempel und schönen Statuen, die lange vor der Geburt Christi nicht mehr

einer todten Religion angehörten, sondern der Kunst, welche ewig lebt. Als ich eines Tages in der Bibliothek herumstöberte, traten mir die Thränen in die Augen, während ich des Libanius Vertheidigung der griechischen Tempel las. Der alte Hellene beschwor die bigotten Barbaren in den rührendsten Worten, jene köstlichen Meisterwerke zu schonen, mit denen der plastische Geist der Griechen die Welt geschmückt hatte. — Vergebliche Bitte! — Die Blüthen des Menschheitsfrühlings, jene Denkmäler einer Zeit, welche nicht wieder aufblühen wird, gingen unter dem Toben der Zerstörungswuth auf immer zu Grunde. — Nein, rief mein gelehrter Freund, indem er in seiner Rede fortfuhr, ich werde mich niemals durch die Veröffentlichung dieses Werkes zum Mitschuldigen einer solchen Missethat machen; nein, ich muß es verbrennen, wie ich die früheren verbrannt habe. O ihr, Statuen der Schönheit, zertrümmerte Statuen, und ihr, Manen der todten Götter, geliebte Schatten, die ihr die Himmel der Poesie bevölkert, Euch rufe ich an! Nehmt dieses Sühnopfer an, Euch opfere ich dieses Buch!

Und Heinrich Kitzler warf sein Manuscript in das Feuer, welches im Kamine knisterte, und von der „Erhabenheit des Christenthums" war bald nichts mehr übrig, als ein Aschenhaufen.

Dies trug sich zu in Göttingen, im Winter des Jahres 1820, einige Tage vor jener verhängnißvollen Sylvesternacht, wo der Universitätspedell Doris eine so schreckliche Tracht Prügel erhielt und wo zwischen den beiden feindlichen Parteien der „Burschenschaft" und der „Landsmannschaft" fünfundachtzig Duelle contrahirt wurden. O es waren kräftige Stockschläge, welche hageldicht auf die

breiten Schultern des armen Doris fielen; aber er tröstete sich gut christlich mit der Ueberzeugung, daß wir dereinst im Himmelreich für die Prügel entschädigt werden, welche wir hier unten empfangen haben.

Ich komme auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zurück. Ich bin durchaus nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, der den bilderstürmerischen Eifer der ersten Christen mit so vieler Bitterkeit schalt. Ich denke im Gegentheil, daß diese die alten Tempel und Statuen weder schonen durften noch konnten: denn in den Denkmälern lebte noch jene alte griechische Heiterkeit und Lebenslust, die in den Augen der Gläubigen ein Werk des Satans ist. In den Statuen und Tempeln sah der Christ nicht bloß den Gegenstand eines leeren Cultus und Irrthums; nein, er betrachtete diese Tempel als Festungen des Satans, und die Götterbilder hielt er für wirklich belebt: sie galten ihm für böse Geister. Auch weigerten sich die ersten Christen allezeit, den Göttern zu opfern und vor ihren Bildnissen sich niederzuwerfen, und wurden sie deswegen angeklagt und vor Gericht geschleppt, so antworteten sie stets, daß sie böse Geister nicht anbeten dürften. Sie wurden lieber Märtyrer, als daß sie die geringste Verehrung für diesen Teufel Jupiter, diese Teufelin Diana und diese Erzteufelin Venus gezeigt hätten.

Arme griechische Philosophen, die ihr niemals diese wunderliche Weigerung begreifen konntet, ihr habt eben so wenig begriffen, daß ihr in eurer Polemik gegen die Christen nicht eine todte Lehre, sondern lebendige Realitäten zu vertheidigen hattet! Es kam in der That gar nichts darauf an, durch neuplatonische Spitzfindigkeiten

der Mythologie eine tiefere Bedeutung zu geben, verblichenen Göttern ein neues Leben, ein neues symbolisches Blut einzugießen und mit aller Gewalt die groben und derben Angriffe jener ersten Kirchenväter zurückweisen zu wollen, welche gegen die Moralität der Götter mit fast voltairianischen Spöttereien zu Felde zogen. Es wäre vielmehr darauf angekommen, das Wesen des Hellenismus, seine Denk- und Gefühlsweise, das ganze Leben der hellenischen Gesellschaft zu vertheidigen und der Verbreitung der aus Judäa hereingebrachten Gedanken und Gesinnungen sich kräftig zu widersetzen. Die wahre Frage war, ob die Welt künftig dem spiritualistischen Judaismus angehören sollte, welcher aus dem Leben alle menschlichen Freuden verbannte, um sie in die himmlischen Räume zu verweisen, — oder ob die Welt unter der heiteren Macht des griechischen Geistes verbleiben sollte, der den Cultus des Schönen aufgerichtet und alle Herrlichkeiten der Erde aufgethan hatte! Gar wenig war an der Existenz der Götter gelegen; Niemand glaubte mehr an jene Bewohner des ambrosiaduftenden Olympes; aber welche göttliche Vergnügungen fand man dafür in ihren Tempeln an den Festtagen und an den Tagen der Mysterien! Man führte da prachtvolle Tänze auf, die Stirn mit Blumen bekränzt; man streckte sich auf Purpurkissen hin, um die Freuden einer heiligen Ruhe zu kosten, mitunter wohl auch, um sich süßere Genüsse schmecken zu lassen .... Vorbei seit langer Zeit ist es mit diesen Freudenergüssen, mit diesem schallenden Lachen. In den Tempelruinen leben wohl noch die alten Gottheiten, aber in dem Volksglauben haben sie durch den Sieg Christi alle Gewalt verloren: sie sind nur noch abscheuliche Dä-

monen, die sich am Tage verborgen halten, wenn aber die Nacht kommt, aus ihren Wohnungen hervortreten und reizende Gestalten annehmen, um die armen Wanderer zu verführen und Tollkühne in ihre Falle zu locken!

An diesen Volksglauben knüpfen sich die wunderbarsten Sagen. An seiner Quelle haben die deutschen Dichter den Stoff zu ihren schönsten Inspirationen geschöpft. Italien ist gewöhnlich der Schauplatz, den sie wählen, und der Held des Abenteuers ist irgend ein deutscher Ritter, der wegen seiner Jugendreize und seiner Unerfahrenheit von schönen Dämonen angezogen und in ihre trügerischen Netze verstrickt wird. An einem schönen Herbsttage wandelt der Ritter allein umher, fern von jedem bewohnten Orte, und denkt an die Wälder seines Vaterlandes und an das blonde junge Mädchen, das er daheim zurückgelassen hat, der junge Springinsfeld. Plötzlich befindet er sich vor einer Statue und bleibt erstaunt stehen. Ist das nicht die Göttin der Schönheit? Er steht ihr Auge in Auge gegenüber, und sein junges Herz erliegt unter dem Zauber des antiken Liebreizes. Soll er seinen Augen trauen? Niemals hat er so graciöse Formen gesehen. Er ahnt unter jenem Marmor ein glühenderes Leben, als jenes, welches unter den Purpurwangen der jungen Mädchen seines Landes fließt. Diese weißen Augen werfen ihm so wollüstige und zugleich so schmachtend traurige Blicke zu, daß seine Brust vor Liebe und Mitleid, vor Mitleid und Liebe schwillt. Von da an irrt er oft in den Ruinen umher, und man wundert sich, ihn nicht mehr bei den Gelagen der Trinker oder den Kampfspielen der Ritter zu sehen. Seine Spaziergänge geben bald Anlaß zu seltsamen Gerüchten. Eines

Morgens stürzt der junge Narr mit bleichem, verstörtem Gesichte in sein Hotel; er bezahlt, was er schuldig ist, schnürt sein Ränzel und eilt zurück über die Alpen.

Was ist ihm denn begegnet?

Eines Tages, sagt man, machte er sich später als gewöhnlich auf den Weg nach den Ruinen, die er so sehr liebte. Die Sonne war untergegangen und die Schatten der Nacht verhüllten ihm die Stellen, wo er täglich ganze Stunden lang die Statue seiner schönen Göttin betrachtete. Nachdem er lange aufs Gerathwohl umhergeirrt war, befand er sich gegenüber einer Villa, die er niemals zuvor in dieser Gegend bemerkt hatte. Wie groß war sein Erstaunen, als er Diener heraustreten sah, die, Fackeln in der Hand, zu ihm kamen und ihn einluden, die Nacht dort zuzubringen. Sein Erstaunen wurde noch weit größer, als er mitten in einem weiten erleuchteten Saale eine allein gehende Frau erblickte, die in Wuchs und Zügen die genaueste Aehnlichkeit mit der schönen Statue seiner Liebe hatte. Sie glich ihr um so mehr, als sie ein Kleid von blendend weißem Mousseline an hatte, und als ihr Gesicht außerordentlich bleich war. Als der Ritter sie höflich grüßte, blickte sie ihn lange mit schweigendem Ernste an und fragte ihn dann, ob er hungrig sei. So sehr der Ritter fühlte, daß sein Herz stark schlug, hatte er nichts desto weniger einen deutschen Magen. Nach einem so langen Gange merkte er ein Verlangen, sich ein wenig zu nähren, und schlug das Anerbieten der schönen Dame nicht aus. Diese nahm ihn daher freundschaftlich bei der Hand, und er folgte ihr durch die weiten tönenden Säle, die ungeachtet ihres Glanzes doch eine gewisse schreckliche Verödung wahr-

nehmen ließen. Die Girandolen warfen ein mattes Licht auf die Wände, an denen bunte Fresken allerlei heidnische Geschichten darstellten, wie die Liebe des Paris und der Helena, der Diana und des Endymion, der Calypso und des Ulysses. Große fantastische Blumen wankten mit ihren Stengeln in Marmorvasen, die vor den Fenstern standen, und hauchten einen schwindlig machenden Leichengeruch aus. Der Wind ächzte in den Kaminen, wie das Röcheln eines Sterbenden. Da man im Eßsaal angekommen war, setzte sich die schöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte und reichte ihm lächelnd die ausgesuchtesten Speisen. Wie seltsam mußten die Dinge unserem naiven Deutschen erscheinen! Als er nach Salz, das auf dem Tische fehlte, verlangte, überflog ein fast häßlicher Schauder das weiße Antlitz seiner Wirthin, und nur auf wiederholtes Begehren des Ritters befahl sie, offenbar widerwillig, ihrer Dienerschaft, das Salzfaß zu bringen! Diese setzten es zitternd auf den Tisch und schütteten es fast zur Hälfte aus. Indeß beschwichtigte der edle Wein, der wie Feuer durch die deutsche Kehle unseres jungen Herrn glitt, den geheimen Schrecken, von dem er sich mitunter ergriffen fühlte. Bald wurde er vertraut, bekam eine joviale Laune und antwortete auf die Frage der schönen Dame, ob er wisse, was lieben sei, mit glühenden Küssen. Von Liebe und wohl auch von Wein erfüllt, schlief er bald am Busen seiner Schönen ein. Wirre Träume, jenen Visionen ähnlich, die uns im Fieberwahn erscheinen, durchzogen nun seinen Geist. Bald war es seine alte Großmutter, die in einem weiten Lehnstuhl saß und hastig ein Abendgebet murmelte. Bald war es das Spottgelächter enormer Fledermäuse, die, Fackeln in

ihren Krallen haltend, um ihn herumflatterten, und in denen er, als er sie näher betrachtete, die Diener wiederzuerkennen glaubte, die bei Tische aufgewartet hatten. Endlich träumte er, daß seine schöne Wirthin sich in ein Ungethüm verwandelt habe, und daß er selbst in größter Todesangst ihr den Kopf abschnitte. Erst ziemlich spät am nächsten Vormittage erwachte der Ritter aus seinem lethargischen Schlafe; aber an der Stelle der herrlichen Villa, in der er die Nacht zugebracht zu haben glaubte, fand er nur die Ruinen, die er täglich besucht hatte, und nahm zu seinem Schrecken wahr, daß die Marmorstatue, welche er so sehr geliebt, von ihrem Piedestall gefallen war, und daß ihr Haupt, vom Rumpfe getrennt, zu seinen Füßen lag.

Die folgende Erzählung hat beinahe denselben Charakter. Ein junger Ritter, der in Gesellschaft einiger Freunde auf einer Villa bei Rom Ball spielte, nahm den Ring, der ihm dabei hinderlich war, ab und steckte ihn an den Finger einer Statue, damit er nicht verloren ginge. Als das Spiel zu Ende war, wendete sich der junge Mann wieder zur Statue, die eine heidnische Göttin vorstellte. Aber wie groß war sein Schrecken! Der Finger dieser Marmorfrau hatte sich gekrümmt, und er konnte seinen Ring nicht anders abnehmen, als wenn er die Hand zerbrach, woran ihn ein geheimes Mitleiden verhinderte. Er eilte, dieses Wunder seinen Gefährten zu erzählen, indem er sie aufforderte, sich mit eigenen Augen von der Sache zu überzeugen; allein als er mit ihnen zurückkommt, sieht er, daß der Finger der Statue wieder gerade geworden und der Ring verschwunden ist. Einige Zeit darauf entschließt sich unser Ritter, in den Stand

der Ehe zu treten, und feiert seine Hochzeit; doch in der Hochzeitnacht tritt in dem Moment, wo er sich zu Bett begeben will, eine Frau zu ihm heran, welche nach Wuchs und Zügen vollkommen der erwähnten Statue glich, und erklärt ihm, daß der an ihren Finger gesteckte Ring sie zu seiner Verlobten gemacht, und daß sie ihm von nun an als seine legitime Frau angehöre. Vergeblich wehrte sich der Ritter gegen diese sonderbare Behauptung: die heidnische Frau nahm zwischen ihm und derjenigen, welche er geheirathet hatte, allemal ihren Platz, sobald er sich der letzteren nähern wollte, so daß er in dieser Nacht auf alle ehelichen Freuden verzichten mußte. Eben so ging es die zweite und die dritte Nacht. Der Ritter wurde ernstlich besorgt. Niemand konnte ihm helfen, und die frömmsten Leute selbst schüttelten die Köpfe. Endlich hört er von einem Priester, Namens Palumnus, der schon manchmal gegen die Unbill der Dämonen gute Dienste geleistet hatte. Er suchte ihn auf; allein der Priester ließ sich lange bitten, ehe er ihm seinen Beistand versprach, weil er dadurch, wie er behauptete, seine eigene Person den größten Gefahren aussetzte. Endlich jedoch zeichnete er einige unbekannte Charaktere auf ein kleines Stück Pergament und gab unserem Behexten die nöthigen Anweisungen. Diesen zufolge sollte der Ritter um Mitternacht sich auf einen Kreuzweg in der Umgebung von Rom stellen, wo er die bizarrsten Erscheinungen vorüberziehen sehen würde; er solle jedoch unbeweglich bleiben und sich nicht von dem, was er hören oder sehen würde, erschrecken lassen. Nur in dem Augenblick, wo er die Frau erblicke, an deren Finger er seinen Ring gesteckt, habe er an sie heranzutreten und ihr das Stück Pergament

darzubieten. Der Ritter unterwarf sich diesen Anordnungen. Sein Herz schlug gewaltig, als er sich zur Mitternachtsstunde am bezeichneten Kreuzwege befand und einen wunderlichen Zug vorbeikamen sah. Es waren bleiche Männer und Frauen, kostbar in Festgewänder der heidnischen Zeit gekleidet: die Einen trugen goldene, die Andern Lorbeerkronen auf einem traurig zur Brust herabgeneigten Haupte; man sah auch welche unruhig gehen, mit allen Arten silbernen Gefäße und anderen Geräthschaften, welche zu den Opfern in den alten Tempeln gehörten, beladen. In der Mitte dieses Haufens ragten ungeheure Stiere mit goldenen Hörnern hervor, geschmückt mit Blumengewinden, und dann fuhr auf einem kostbaren purpurbesetzten und rosenbekränzten Triumphwagen eine Göttin, hoch von Gestalt und blendend an Schönheit. Der Ritter näherte sich ihr und reichte ihr das Pergament des Priesters Palumnus hin; denn er hatte in ihr diejenige erkannt, welche seinen Ring besaß. Kaum hatte die Göttin die auf das Pergament gezeichneten Charaktere gesehen, als sie, die Hände zum Himmel erhebend, einen Jammerruf ausstieß. Thränen entrollten ihren Augen, und sie rief in Verzweiflung: „Grausamer Priester Palumnus! Du hast also noch nicht genug an dem Uebel, das du uns bisher angethan! Aber deine Verfolgungen werden bald ein Ende haben, grausamer Priester Palumnus!“ So gab sie den Ring dem Ritter zurück, der in der nächsten Nacht nicht mehr auf Hindernisse gegen seine eheliche Vereinigung stieß. Was den Priester Palumnus betrifft, so starb er drei Tage nach diesem Ereigniß.

Diese Geschichte las ich zuerst in dem Mons Veneris von Kornmann. Vor Kurzem fand ich sie wieder in

einem abgeschmackten Buche über Zauberei von Delrio, der sie aus einem spanischen Werke ausgezogen hat; sie ist wahrscheinlich iberischen Ursprungs. Das Werk von Kornmann ist die wichtigste Quelle für den hier behandelten Gegenstand. Es ist mir lange nicht mehr zu Gesicht gekommen, und ich kann nur aus der Erinnerung davon reden; aber dieses Werkchen von etwa hundert bis hundertfunfzig Seiten mit seinen alten hübschen gothischen Buchstaben ist mir immer noch gegenwärtig. Es mag um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gedruckt sein. Das Kapitel über die „Elementargeister" ist darin auf die eingehendste Weise behandelt, und der Verfasser hat daran wunderbare Erzählungen über den Venusberg angereiht. Nach dem Vorgange Kormann's mußte ich bei den Elementargeistern ebenfalls von der Umwandlung der alten Gottheiten reden. Nein, diese letzteren sind nicht simple Gespenster! Denn, wie ich es mehr als einmal ausgesprochen habe, diese Götter sind nicht todt: sie sind unerschaffene, unsterbliche Wesen, die nach dem Siege Christi gezwungen wurden, sich in die unterirdischen Finsternisse zurückzuziehen. Die deutsche Sage von der Venus, als der Göttin der Schönheit und Liebe, trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter: es ist klassische Romantik. Nach den germanischen Legenden hätte Venus nach der Zerstörung ihrer Tempel sich in die Tiefe eines mysteriösen Berges zurückgezogen, wo sie in Gesellschaft der lieblichsten Sylphen und Sylphiden, der artigsten Dryaden und Hamadryaden und mancher berühmten Herren, die von der Bühne der Welt auf eine mysteriöse Weise verschwunden sind, ein fröhliches Leben führt. Nähert man sich etwas dem Aufenthaltsorte der Venus, so hört man

lautes Lachen und Guitarrentöne, die euch wie unsichtbare Fäden das Herz verstricken und euch zu dem verzauberten Berg ziehen. Zu eurem Glück hält ein alter Ritter, genannt der getreue Eckart, gute Wacht am Eingange des Berges. Unbeweglich wie eine Statue steht er gestützt auf sein großes Schlachtschwert; aber mit seinem schneeweißen Haupte schüttelt er stets und macht euch traurig auf die wollüstigen Gefahren aufmerksam, die euch erwarten. Manche entsetzen sich darüber noch zur rechten Zeit; Andere aber hören nicht auf die verdrießliche Stimme des getreuen Eckart und stürzen sich ganz toll in den Abgrund der verdammten Freuden. Einige Zeit geht Alles nach Wunsch; allein der Mensch mag nicht immer lachen; manchmal wird er still und ernst und denkt an die vergangene Zeit: denn die Vergangenheit ist die Heimath seiner Seele. Er fängt an, sich nach dieser Heimath zu sehnen; er möchte die Gefühle von sonst wieder erleben, und wären es auch nur die schmerzlichen. Das war es, was dem Tannhäuser widerfuhr, wie ein Lied berichtet, welches eines der merkwürdigsten linguistischen Alterthümer ist, die die Tradition im Munde des deutschen Volkes aufbewahrt hat. Ich las dieses Lied zuerst in dem Werke von Kornmann. Prätorius hat es fast wörtlich von ihm entlehnt, und nach ihm haben die Zusammensteller des „Wunderhorns“ es wieder abgedruckt. Es ist schwer auf positive Weise die Zeit zu bestimmen, bis zu welcher die Sage vom Tannhäuser zurückgeht; man findet sie schon auf ganz alten fliegenden Druckblättern. Es giebt davon eine moderne Version, die mit dem Originalgedichte nichts als eine gewisse Wahrheit der Empfindung gemein hat. Da ich

ohne Zweifel das einzige Exemplar davon besitze, so will ich hier diesen modernisirten „Tannhäuser“ veröffentlichen:

Ihr guten Christen laßt Euch nicht
Von Satans List umgarnen!
Ich sing' Euch das Tannhäuserlied
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

Frau Venus, meine schöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du sollst mir Urlaub geben.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Hast heut mich nicht geküsset;
Küss' mich geschwind, und sage mir:
Was du bei mir vermisset?

„Habe ich nicht den süßesten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Rosen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?“

Frau Venus, meine schöne Frau,
Vom süßen Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

Wir haben zuviel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Du willst dich mit mir zanken;
Du hast geschworen viel tausendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„Komm laß uns in die Kammer gehn,
Zu spielen der heimlichen Minne;
Mein schöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.“

Frau Venus, meine schöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie viele einst für dich geglüht,
So werden noch viele glühen.

Doch denk ich der Götter und Helden die einst
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein schöner liljenweißer Leib,
Er wird mir schier verleidet.

Dein schöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich fast mit Entsetzen,
Gedenk' ich, wie viele werden sich
Noch späterhin dran ergetzen!

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Das sollst du mir nicht sagen,
Ich wollte lieber du schlügest mich,
Wie du mich oft geschlagen.

„Ich wollte lieber, du schlügest mich,
Als daß du Beleidigung sprächest,
Und mir, undankbar kalter Christ,
Den Stolz im Herzen brächest.

Weil ich dich geliebet gar zu sehr,
Hör' ich nun solche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir selber die Pforte."

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da singt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Prozession,
Der Pabst in der Mitte schreitet.

Das ist der fromme Pabst Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Pabst Urban,
Ich laß dich nicht von der Stelle,
Du hörest zuvor meine Beichte an,
Du rettest mich von der Hölle!"

Das Volk es weicht im Kreis' zurück,
Es schweigen die geistlichen Lieder:
Wer ist der Pilger bleich und wüst,
Vor dem Pabste kniet er nieder?

„O heiliger Vater, Pabst Urban,
Du kannst ja binden und lösen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen.

„Ich bin der edle Tannhäuser genannt,
Wollt Lieb und Lust gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen.

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum'
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen.

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken.

„Schau'n dich die großen Augen an,
So bist du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch stets verfolgen die Blicke
Der schönen Frau mich überall,
Sie winken: komm' zurücke!

„Ein armes Gespenst bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner schönen Frau,
Sie sitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen!
Wenn ich an dieses Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluthen nicht dämmen;

„Er springt von Klippe zu Klippe herab,
Mit lautem Tosen und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel besäß',
Frau Venus schenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr sämmtliche Sterne.

„Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren, —
Ist das der Hölle Feuer schon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Pabst Urban,
Du kannst ja binden und lösen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Bösen."

Der Pabst hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu sprechen:
„Tannhäuser, unglücksel'ger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er ist der Schlimmste von allen;
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus seinen schönen Krallen.

„Mit deiner Seele mußt du jetzt
Des Fleisches Lust bezahlen,
Du bist verworfen, du bist verdammt
Zu ewigen Höllenqualen."

Der Ritter Tannhäuser er wandelt so rasch,
Die Füße, die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtstunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Ist schnell aus dem Bette gesprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umschlungen.

Aus ihrer Nase rann das Blut,
Den Augen die Thränen entflossen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Gesicht
Des geliebten Mannes begossen.

Der Ritter legte sich in's Bett,
Er hat kein Wort gesprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, sie gab ihm Brod,
Sie wusch seine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das struppige Haar,
Und lachte dabei so süße.

„Tannhäuser, edler Ritter mein,
Bist lange ausgeblieben,
Sag an, in welchem Land du dich
So lange herumgetrieben?"

Frau Venus, meine schöne Frau,
Ich habe in Welschland verweilet;
Ich hatte Geschäfte in Rom und bin
Schnell wieder hierher geeilet.

Auf sieben Hügeln ist Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Pabst gesehn,
Der Pabst er läßt dich grüßen.

Auf meinem Rückweg sah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raschem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

Und als ich über die Alpen zog
Da fing es an zu schneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und schreien.

— — — — —
— — — — —

Ich bleibe in meinem Venusberg
Bei meiner schönen Frauen.

Ich will das Publikum weder in Versen noch in Prosa täuschen und gestehe offen, daß das eben gelesene Gedicht auf meinem eigenen Boden gewachsen ist und nicht etwa einem Minnesänger des Alterthums gehört. Doch fühle ich mich versucht, hier das ursprüngliche Gedicht folgen zu lassen, in welchem der alte Poet den nämlichen Gegenstand behandelt hat. Diese Zusammenstellung wird für den Kritiker interessant und belehrend sein, in=

sofern er zu sehen wünscht, auf welche Weise zwei Dichter zweier ganz entgegengesetzter Epochen die nämliche Legende behandelt haben. Der Geist der beiden Epochen muß bei einer solchen Zusammenstellung deutlich heraustreten, und es ist dies so zu sagen, eine vergleichende Anatomie in der Literatur. In der That, wenn man diese beiden Abfassungen zu gleicher Zeit liest, so sieht man, wie sehr bei dem älteren Dichter der altfränkische Glaube vorherrscht, indeß bei dem modernen, im Anfang des 19ten Jahrhunderts gebornen Dichter der Scepticismus seiner Zeit sich verräth; man sieht, wie dieser letztere, der durch keine Autorität gebunden ist, seiner Phantasie einen freien Schwung läßt und siegend keinen anderen Zweck hat, als den, in seinen Versen die rein menschlichen Empfindungen gut auszudrücken. Der alte Dichter bleibt dagegen unter dem Joch der kirchlichen Autorität; er hat einen didaktischen Zweck, er will ein religiöses Dogma verdeutlichen, er predigt die Tugend der Barmherzigkeit, und das letzte Wort seines Gedichtes ist dies, daß es die Wirksamkeit der Buße für den Erlaß aller Sünde darthut; der Papst selbst wird getadelt, daß er diese hohe christliche Wahrheit vergessen hat, und an dem trockenen Stecken, der unter seinen Händen wieder ausschlägt, erkennt er, freilich zu spät, die unermeßliche Tiefe der göttlichen Barmherzigkeit. Hier sind die Worte des alten Dichters:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venussinnen.

Der Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt groß Wunder schauen,
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser, Ihr seid mir lieb,
Daran sollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geschworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken."

„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will dem widersprechen
Denn niemand spricht das mehr als Ihr,
Gott helf mir zu den Rechten."

„Herr Tannhäuser, wie saget Ihr mir!
Ihr sollet bei uns bleiben,
Ich geb Euch meiner Gespielen ein,
Zu einem eh'lichen Weibe."

„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab in meinem Sinne
So muß ich in der Höllen Gluth,
Da ewiglich verbrennen."

„Du sagst mir viel von der Höllen-Gluth
Du hast es noch nicht befunden,
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„Was hilft mich Euer rother Mund,
Er ist mir gar unmehre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch allen Frauen Ehre."

„Herr Tannhäuser, wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben,
Nun bleibet, edler Tannhäuser zart,
Und frischet Euer Leben."

„Mein Leben ist schon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem stolzen Leibe."

„Herr Tannhäuser nicht sprecht also,
Ihr seid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laßt uns in die Kammer gehen,
Und spielen der heimlichen Minnen."

„Eure Minne ist mir worden leid,
Ich hab in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid ein Teufelinne."

„Tannhäuser ach, wie sprecht Ihr so,
Besteht Ihr mich zu schelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns sein,
Des Worts müßt Ihr entgelten.

Tannhäuser wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greisen,
Und wo Ihr in dem Land umbfahrn,
Mein Lob, das sollt Ihr preisen."

Der Tannhäuser zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All' auf den Pabst vertrauen.

„Nun fahr ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Pabst, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Pabst, Ihr geistlicher Vater mein,
Ich klag Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab,
Als ich Euch will verkünden.

„Ich bin gewesen ein ganzes Jahr,
Bei Venus einer Frauen,
Nun will ich Beicht und Buß empfahn,
Ob ich möcht Gott anschauen."

Der Pabst hat einen Stecken weiß,
Der war vom dürren Zweige,
„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
Sind Dir Deine Sünden verziehen."

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieser Erden,
So wollt ich Reu und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
„Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von Dir scheiden.

„So zieh ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohn Ende,
Zu Venus, meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will senden."

„Seid willkommen Tannhäuser gut,
Ich hab Euch lang entbehret,
Willkommen seid mein liebster Herr,
Du Held, mir treu bekehret.“

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da sandt man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuser kommen.

Da war er wieder in den Berg,
Darinnen sollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngsten Tag,
Wo ihn Gott will hinweisen.

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Mißtrost geben,
Will er denn Buß und Reu empfahn,
Die Sünde sei ihm vergeben.

Wie ist das herrlich! Gleich im Anfang des Gedichtes treffen wir auf einen wundervollen Effekt. Der Dichter giebt uns die Antwort der Frau Venus, ohne vorher die Frage Tannhäusers, durch welche jene Antwort hervorgerufen wird, berichtet zu haben. Durch diese Ellipse gewinnt unsere Phantasie ein freieres Feld, wir schieben Alles, was Tannhäuser gesagt haben könnte, unter, und es war vielleicht sehr schwer, dies in wenige Worte zusammenzufassen. Ungeachtet seiner Reinheit und mittelalterlichen Frömmigkeit hat es der alte Poet verstanden, die unseligen Verführungen und schamlosen Anlockungen der Frau Venus zu malen. Ein moderner verderbter Autor hätte die Physiognomie dieses weib-

lichen Dämons nicht besser ziehen können, dieser Teufelin von Weib, die mit all ihrem olympischen Hochmuth und der Erhabenheit ihrer Leidenschaft, doch die galante Frau nicht verbergen konnte. Sie ist eine himmlische ambrosiaduftende Courtisane, eine Kamelien-Gottheit und so zu sagen eine — unterhaltene Göttin. Wenn ich in meinen Erinnerungen nachsuche, so muß ich ihr eines Tages, als ich durch Breda kam, begegnet sein, wie sie mit einem entzückend leichten Schritte dahinschwebte; sie trug eine kleine gräue Kapote von raffinirter Einfachheit und war vom Kinn bis zum Knöchel in einen kostbaren indischen Shawl gehüllt, dessen Spitze auf dem Pflaster schleifte. — Geben Sie mir die Definition dieser Frau, sagte ich zu Herrn von Balzac, der mich begleitete. — Es ist eine unterhaltene Frau, antwortete der Romanschreiber. Ich war vielmehr der Meinung, daß es eine Herzogin sei. Nach den Aufklärungen, die uns ein herbeikommender gemeinsamer Freund gab, erkannten wir, daß wir alle beide Recht hatten.

Eben so schön, wie den Charakter der Frau Venus, hat der alte Poet den Tannhäusers, des guten Ritters, zu schildern verstanden. Was ist es für ein schöner Zug, wenn Tannhäuser mitten in dem Gedichte plötzlich im eigenen Namen zum Publikum zu sprechen anfängt und uns erzählt, was eigentlich der Dichter erzählen sollte, nämlich wie er als Verzweifelter in der Welt herumgeirrt. Das sieht für uns wie die Unbeholfenheit eines undurchbildeten Dichters aus, aber solche Wendungen bringen in ihrer Naivetät die wundervollste Wirkung hervor.

Das Gedicht vom Tannhäuser ist allem Anscheine nach kurz vor der Reformation geschrieben, und die Le-

gende, welche dazu den Stoff giebt, reicht nicht viel höher hinauf und ist vielleicht nur um ein Jahrhundert älter.

Frau Venus erscheint demnach erst sehr spät in den Volkssagen Deutschlands, während andere Gottheiten, z. B. Diana, seit dem Beginn des Mittelalters bekannt sind. Im sechsten und siebenten Jahrhundert bereits wird Diana in den bischöflichen Verordnungen als ein böser Geist bezeichnet. Von der Zeit an stellt man sie gewöhnlich zu Pferde vor, sie, die ehemals anmuthig geschürzt und flink wie die Hindin, die sie verfolgte, die Forste des alten Griechenlands zu Fuß durchjagte. Innerhalb funfzehnhundert Jahren hat man diese Göttin nach und nach die verschiedensten Gestalten annehmen lassen und in derselben Zeit hat auch ihr Charakter die vollständigste Veränderung erlitten.

Hier bietet sich meinem Geiste eine Bemerkung dar, deren weiteste Ausführung zu den interessantesten Untersuchungen hinreichenden Stoff liefern würde. Gleichwohl begnüge ich mich hier mit der Andeutung derselben und beschränke ich mich darauf, den Gelehrten ohne Beschäftigung, den Gedanken-Ouvriers, die keine Arbeit haben, den Weg zu öffnen. Ich will blos mit wenigen Worten darauf hindeuten, daß mit dem endlichen Siege des Christenthums, also im dritten und vierten Jahrhundert, die alten heidnischen Gottheiten sich in denselben Verlegenheiten und Drangsalen befanden, die sie schon in den ältesten Zeiten einmal empfunden hatten, nämlich in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen die Thore des Tartarus sprengten, den Pelion auf den Ossa stellten und den Olymp erstürmten. Die armen Götter und Göttinnen waren damals mit ihrem ganzen Hofe zur

schmählichsten Flucht gezwungen und versteckten sich unter allerhand Verkleidungen unter uns auf der Erde. Die meisten flüchteten sich nach Aegypten, wo sie der größeren Sicherheit wegen die Gestalten von Thieren annahmen, wie Herodot uns berichtet. Ganz in derselben Weise mußten die Gottheiten des Heidenthums die Flucht ergreifen und unter allerhand Verkleidungen und in den verborgensten Verstecken ihr Heil suchen, als der wahre Gott mit dem Kreuze erschien und die fanatischen Bilderstürmer, die schwarze Bande der Mönche, die Tempel abbrachen und den Bannstrahl gegen die verwiesenen Götter schleuderten. Eine große Zahl dieser olympischen Emigrirten, die weder eine Zufluchtstätte noch Ambrosia mehr hatten, mußte zu irgend einem anständigen irdischen Handwerk greifen, um wenigstens ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Einige von ihnen, deren Güter und heilige Haine confiscirt worden waren, sahen sich sogar genöthigt als gewöhnliche Tagelöhner bei uns in Deutschland zu arbeiten und Bier anstatt Nectar zu trinken. In dieser äußersten Noth scheint sich Apollo dazu entschlossen zu haben, in die Dienste eines Viehzüchters zu treten. Gleichwie er einst die Kühe des Königs Admet gehütet hatte, lebte er jetzt als Hirte in Nieder-Oesterreich; aber seine lieblichen Melodieen erweckten den Argwohn eines gelehrten Mönchs, welcher in ihm alsbald einen alten heidnischen Gott erkannte und ihn dem geistlichen Gerichte überlieferte. Unter die Folter gebracht gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Er bat nur um die Erlaubniß, bevor er zum Richtplatz geführt würde, zum letzten Male die Lyra spielen und singen zu dürfen. Nun spielte er in einer so rührenden Weise, in seinem Gesange lag ein

so mächtiger Reiz, und, was noch mehr, er war so schön von Wuchs und Gesicht, daß alle Frauen weinten und einige sogar in Folge dieser Aufregung heftig erkrankten. Nach Verlauf einiger Zeit wollte man den Körper aus dem Grabe wieder herausnehmen, um ihm einen Pfahl in den Leib zu treiben — denn man glaubte, er müsse ein Vampyr gewesen sein und die kranken Frauen würden durch Anwendung dieses Hausmittels von allgemein anerkannter Wirksamkeit genesen; — aber als man das Grab öffnete, war es leer.

Was den alten Kriegsgott Mars betrifft, so wäre ich wohl geneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit seine alte Lebensart als Raubritter fortgesetzt habe. Der lange Westphale Schimmelpenning, Neffe des Henkers von Münster, traf ihn in Bologna als Scharfrichter. Einige Zeit später diente Mars als Landsknecht unter dem Befehle des Generals Frondsberg und war bei der Einnahme von Rom betheiligt. Welchen grausamen Kummer muß er empfunden haben, als er sah, wie seine theure Stadt und die Tempel, in welchen er selbst verehrt worden war, so wie diejenigen seiner Vettern und Mitgötter so schmählich zerstört wurden.

Das Schicksal des Bacchus, des schönen Dionysos, nach dem gänzlichen Bankerott war ein glücklicheres, als das des Mars und Apollo. Folgendes erzählt hierüber die Legende des Mittelalters mit ihrem gewöhnlichen Freimuthe.

In Tyrol giebt es sehr ausgebreitete Seen, von Wäldern umgeben, deren hohe Bäume bis an den Himmel hinaufragen und sich in den azurblauen Fluthen prachtvoll wiederspiegeln. Ein so geheimnißvolles Ge-

flüster läßt sich aus den Gewässern und den Bäumen vernehmen, daß man seltsam bewegt wird, wenn man an diesen Orten allein umherwandelt. Am Ufer einer dieser Seen befand sich die Hütte eines jungen Mannes, welcher von dem Ertrage des Fischfanges lebte und nebenbei den Dienst eines Fährmannes versah, wenn ein Reisender über den See setzen wollte. Er hatte eine große Barke, welche unweit seiner Wohnung an einem alten Baumstamme befestigt war. Einstmals in der Herbst=Tage und Nachtgleiche hörte er um Mitternacht an sein Fenster klopfen. Sobald er die Schwelle seiner Hütte überschritten, bemerkte er drei Mönche, die die Kaputze über den Kopf gezogen hatten und es sehr eilig zu haben schienen. Einer von ihnen bat ihn in aller Hast, ihnen seine Barke zu leihen und versprach ihm dieselbe nach Verlauf einiger Stunden wieder an denselben Ort zurückzubringen. Die Mönche waren zu Dreien; der Fischer konnte unter diesen Umständen nicht lange überlegen, sondern machte seine Barke los und kehrte, als die drei Reisenden eingestiegen waren und auf dem See schaukelten, in seine Hütte zurück, um sich niederzulegen. Es dauerte anch nicht lange, so schlief der junge Mensch wieder ein; aber nach wenigen Stunden wurde er von den zurückgekehrten Mönchen abermals geweckt. Er trat heraus, und Einer von ihnen drückte ihm für die Ueberfahrt ein Geldstück in die Hand, worauf sich alle drei in größter Eile entfernten. Der Fischer sah nach seinem Fahrzeuge, fand es fest angebunden und schüttelte sich heftig, wie man im Winter zu thun pflegt, um die erstarrten Glieder zu erwärmen; denn er empfand ein Frösteln, das aber nicht von dem Einflusse der kühlen

Nachtluft herzukommen schien. Ein seltsamer kalter Schauer war ihm über den ganzen Körper gelaufen und hatte ihn in dem Augenblick ergriffen, als der Mönch ihm das Geld gab und dabei die Hand berührte; die Finger des Mönchs hatten sich eisig kalt angefühlt. Lange Zeit dachte der Fischer an diesen sonderbaren Umstand; aber die Jugend entledigt sich zuletzt doch immer der unangenehmen Erinnerungen, und auch der Fischer hatte jenes Ereigniß bereits vergessen, als im folgenden Jahre genau an demselben Tage der Nachtgleiche wiederum gegen Mitternacht an das Fenster seiner Hütte geklopft wurde. Es waren die Mönche vom vorigen Jahre wieder, und sie waren wieder eben so eilfertig, wie damals. Sie baten wieder um die Barke, und der junge Mensch überließ sie ihnen diesmal mit weniger Bedenken. Als nach einigen Stunden die Reisenden zurückgekehrt waren und Einer von ihnen, um dem Fischer seine Dienste zu bezahlen, ihm ein Geldstück in die Hand gab, fühlte derselbe mit Entsetzen von Neuem die eisigen Finger des Mönches. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich nun jedes Jahr genau um dieselbe Zeit der Nachtgleiche.

Im siebenten Jahre aber fühlte der junge Fischer beim Herannahen dieses Zeitpunktes die lebhafteste Begierde, in das Geheimniß einzudringen, das unter den drei Kutten steckte und wollte um jeden Preis seine Neugier befriedigen. Er legte deshalb im Hintergrunde der Barke einen Haufen Netze hin, um sich daraus ein Versteck zu bilden, in das er schlüpfen könnte, während die drei Mönche an Bord gehen würden. Die geheimnißvollen drei Reisenden kamen auch wirklich zu der erwarteten Stunde an und es gelang unserm Fischer, sich ge-

schickt unter den Netzen zu verbergen und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Dieselbe währte zu seinem größten Erstaunen nur wenige Minuten, während er in der Regel mehr als einer Stunde bedurfte, um das jenseitige Ufer des Sees zu erreichen. Seine Verwunderung wuchs aber noch mehr, als er in der ihm völlig bekannten Gegend einen großen lichten Platz bemerkte, den er früher nie gesehen hatte und welcher von Bäumen eingeschlossen war, die einer fremden Vegetation anzugehören schienen. An den Zweigen dieser Bäume waren unzählige Lampen angebracht, auf hohen Fußgestellen standen Vasen, in welchen Baumharz brannte und nun verbreitete noch der Mond ein so ungewöhnlich helles Licht, daß der junge Mensch so deutlich wie am hellen Tage die Menge betrachten konnte, die sich hier eingefunden hatte. Es waren ihrer mehrere Hunderte junger Männer und Frauen versammelt, sämmtlich von außerordentlicher Schönheit, obgleich ihre Gesichter die Weiße des Marmors hatten. Dieser Umstand, verbunden mit der Wahl ihrer Kleider — es waren weiße, sehr hoch aufgeschürzte Tuniken mit einem Purpursaume — gab ihnen den Anblick von herumwandelnden Bildsäulen. Die Frauen hatten ihre Häupter mit natürlichen oder aus Silberfäden gemachten Weinreben geschmückt, das kranzförmig geflochtene Haar ließ eine Fluth von wallenden Locken auf ihre Schultern herabfallen. Die jungen Männer hatten ihre Stirn ebenfalls mit Weinlaub umwunden. Männer und Frauen liefen, vergoldete Stöcke, um welche sich Weinreben schlangen, schwingend herbei, um die neu Angekommenen zu begrüßen. Der eine der Mönche warf Kapuze und Kutte ab, und man sah eine groteske Gestalt daraus hervor-

kommen, deren häßliches, üppig-wollüstiges Gesicht zwischen zwei spitzigen Bocks-Ohren seltsame Grimassen schnitt, während ihr übriger Körper ein eben so lächerliches als abstoßendes Uebermaaß von Mannbarkeit zeigte. Der zweite Mönch entledigte sich ebenfalls seines Mönchskleides und man sah einen dicken Mann, dessen ungeheure Feistigkeit die Fröhlichkeit der Frauen erregte, die ihm unter hellem Gelächter einen Kranz von Rosen auf das kahle Haupt setzten. Die Körperfarbe der beiden Mönche hatte die Weiße des Marmors, gleich der der übrigen Anwesenden, und man bemerkte dieselbe Weiße auf dem Gesichte des dritten Mönches, als er mit einem spaßhaften Griffe seine Kaputze in die Höhe zog. Nachdem er den gemeinen Strick, der ihm ais Gürtel gedient, gelöst und mit einer verächtlichen Bewegung sein frommes schmutziges Kapuzinergewand, so wie Rosenkranz und Crucifix, die daran befestigt waren, weit von sich geworfen hatte, da erblickte man einen mit einer von Diamanten strahlenden Tunica halb bekleideten jungen Menschen von den allerschönsten Formen; nur hatten seine gerundeten Hüften und sein zu schlanker Wuchs etwas Weibliches an sich. Die leicht gewölbten Lippen und der Ausdruck einer unbestimmten Ueppigkeit in seinen Zügen verliehen dem jungen Manne noch mehr einen weiblichen Charakter, aber sein Gesicht trug zugleich das Gepräge stolzen Muthes und einer männlichen und heroischen Seele. In dem Sturm ihrer Begeisterung überschütteten ihn die Frauen mit Liebkosungen, setzten ihm einen Epheukranz auf den Kopf und warfen ein prachtvolles Leopardenfell um seine Schultern. In demselben Augenblicke erschien ein goldener, zweirädriger und von zwei Löwen

gezogener Triumphwagen; der junge Mann bestieg ihn mit der Majestät eines Königs, aber dabei immer mit heiterem und sorglosem Blicke. Er lenkte das wilde Gespann mit goldenen Zügen. Zur Rechten des Wagens schritt der Eine seiner Gefährten, nämlich der mit dem lüsternen Gesichte und den Bocks-Ohren, während zur Linken der Dickwanst mit dem kahlen Kopfe einhertrabte, welchen die Frauen in ihrer muthwilligen Laune auf einen Esel gesetzt hatten; in der Hand hielt er eine große goldene Trinkschale, die man ihm immerfort mit Wein anfüllte. Der Wagen bewegte sich langsam vorwärts; hinterher wirbelten die Schaaren der mit Weinlaub geschmückten Männer und Frauen, die sich einer Räserei des Tanzes überließen. Dem Triumphwagen schritt seine Kapelle voran. Man bemerkte darunter einen schönen Jüngling mit runden und vollen Backen, der die Doppelflöte blies; ein junges, mit einer kühn bis über die Kniee aufgeschürzten Tunica bekleidetes Mädchen, das mit der verkehrten Hand das Tambourin schlug, ein anderes, ebenso anmuthiges und in gleicher Weise entblößtes, welches den Triangel ertönen ließ; dann folgten Trompeter, lustige Gesellen mit gabelförmigen Beinen, von einnehmendem, aber unzüchtigem Aeußern, die ihre Fanfaren auf sonderbar geformten Thierhörnern und Seemuscheln bliesen; dann Lautenspieler . . .

Aber, theurer Leser, ich vergesse ganz, daß du deine Studien gemacht hast und vollkommen unterrichtet bist; du hast daher ohne Zweifel gleich bei den ersten Zeilen gemerkt, daß hier von einer Bacchanalie, einem Dionysos-Feste, die Rede ist. Auf Basreliefs und an Bauwerken hast du oft genug das pomphafte Gefolge gesehen, das

jenen heidnischen Gott begleitete. Im klassischen Alterthum wohl bewandert, würdest du nicht sehr erschreckt werden, wenn sich deinen Augen zur mitternächtlichen Stunde und in der tiefsten Stille eines Waldes plötzlich die prachtvolle und phantastische Erscheinung eines Triumphzuges des Bacchus zeigte, und wenn du den Lärm dieser Schaar von lustigen Gespenstern vernähmest. Höchstens würdest du eine Art freudiger Ueberraschung, einen gewissen ästhetischen Freudenschauer empfinden bei dem Anblicke jener aus ihren tausendjährigen Gräbern und den verfallenen Trümmern ihrer Tempel hervorgekommenen Phantome, die sich hier eingefunden haben, um noch einmal die heiligen Mysterien des Cultus der Freuden zu feiern! Ja, es ist eine verspätete Orgie: jene lustigen Gespenster wollen noch einmal durch Spiel und Gesang die glückliche Ankunft des Sohnes der Semele, des Erlösers der Freude, verherrlichen; noch einmal wollen sie die Heiden-Polka tanzen, jene Tänze aus der alten Zeit, jene fröhlichen Tänze, die man ohne ein scheinheiliges Röckchen, ohne Aufsicht eines die öffentliche Tugend bewachenden Polizeibeamten aufführte, bei denen man sich dem göttlichen Rausche dahingab, jener wilden, verzweifelten, rasenden Begeisterung: Evoë Bacche! — Wie gesagt, mein theurer Leser, du bist ein gelehrter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erscheinung dieser Art ebenso wenig in Schrecken setzen kann, als wenn es eine Aufführung der kaiserlich französischen Musikakademie wäre, hervorgerufen durch das dichterische Genie des Herrn Eugène Scribe verbunden mit dem musicalischen Genie des berühmten maestro Giacomo Meyerbeer. Aber ach! unser armer Fährmann aus Tyrol wußte von der

Mythologie kein Sterbenswörtchen, er hatte nicht die geringsten klassischen Studien gemacht; daher wurde er auch von Angst und Schrecken ergriffen, als er den schönen Triumphator auf seinem goldenen Wagen mit den sonderbaren Gesellen sah, und er erbebte bei dem Anblick der unanständigen Gebehrden und schamlosen Sprüngen der Bacchantinnen, Faunen und Satyren, welchen die schiefen Füße und die Hörner auf dem Kopfe ein besonders teuflisches Aussehen gaben. Die ganze blasse Gesellschaft schien ihm nur eine Versammlung von Vampyren und bösen Dämonen zu sein, deren Zaubereien nur das Verderben der Christen bezweckten. Seine Bestürzung wuchs noch mehr, als er die Mänaden in ihren die Möglichkeit übersteigenden und nur durch Zauberei hervorzubringenden Stellungen sah, wie sie mit aufgelöstem Haar den Kopf rückwärts warfen und sich nur mit Hülfe des Thyrsusstabes im Gleichgewicht erhielten. Der arme Fischer ward von einem Schwindel ergriffen bei der unheilvollen Verzückung der Korybanten, die sich mit ihren kleinen Dolchen selbst verwundeten und im fleischlichen Schmerze ihr Vergnügen suchten. Die Töne der Musik, weichlich zarte und zugleich rasende Töne, drangen dem armen jungen Menschen wie Feuerbrände in's Herz; — er glaubte sich schon vom höllischen Feuer ergriffen und lief aus allen Kräften zu seiner Barke zurück, wo er unter den Netzen niederkauerte. Seine Zähne klapperten und er bebte an allen Gliedern, als hätte ihn der Satan schon an einem Beine gefaßt. Bald darauf kehrten die drei Mönche wieder zum Fahrzeug zurück und stießen vom Ufer ab. Als sie, am jenseitigen Ufer angelangt, ausstiegen, wußte sich der Fischer mit so großer

Behendigkeit aus seinem Verstecke heraus zu schleichen, daß die Mönche glaubten, er habe hinter den Weidenbäumen auf sie gewartet; Einer gab ihm wie gewöhnlich mit seinen eisigen Fingern ein Geldstück und alle drei machten sich dann in aller Eile davon.

Ebensowohl aus Besorgniß für sein eigenes Seelenheil, das er gefährdet glaubte, wie aus Theilnahme für alle guten Christen, die er vor der Gefahr behüten wollte, hielt sich unser Fischer für verpflichtet, diese geheimnißvolle Geschichte dem geistlichen Gerichte anzuzeigen. Der Prior eines Franciscanerklosters in der Nähe erfreute sich als Vorsitzender eines solchen Gerichts einer allgemeinen Achtung und besaß zudem noch den Ruf eines berühmten Teufelsbeschwörers. Der Fischer entschloß sich daher, sich unverzüglich zu diesem würdigen Manne zu begeben. Die aufgehende Sonne fand ihn schon auf dem Wege zum Kloster. Bald befand er sich auch, die Augen demüthig zur Erde gesenkt, vor Seiner Ehrwürden dem Prior, welcher in der Kutte und das Gesicht mit der Kaputze bedeckt, in seinem großen mit Schnitzarbeit verzierten Lehnstuhl saß. Der geistliche Richter verblieb in seiner nachdenklichen Stellung, während der Fährmann ihm seine fürchterliche Geschichte erzählte. Als er aber damit zu Ende war, erhob jener plötzlich den Kopf; durch diese heftige Bewegung fiel seine Kaputze zurück, und der Fischer erkannte mit Bestürzung, daß Seine Ehrwürden einer von den drei Mönchen wären, die alle Jahre über den See fuhren. Er erkannte in ihm genau denjenigen wieder, den er die Nacht vorher als heidnischen Dämon auf dem mit zwei Löwen bespannten Triumphwagen gesehen hatte. Dasselbe bleiche Gesicht, dieselben Züge

von regelmäßiger Schönheit, dieselben zart gewölbten Lippen. Ein wohlwollendes Lächeln spielte um diesen Mund, und bald entströmten ihm in dem melodiösesten Tone die folgenden salbungsreichen Worte:

„Mein sehr lieber Sohn in Christo! Wir sind wohl geneigt zu glauben, daß Du die vorige Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus verlebt hast; Deine phantastische Träumerei ist mir dafür der genügende Beweis. Wir werden uns wohl hüten, von diesem Gotte etwas Schlimmes zu reden; mehr als einmal macht er uns unsere Sorgen vergessen, und er erfreut des Menschen Herz. Aber die Gaben, welche die göttliche Gnade den Sterblichen ertheilt, sind verschieden: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Es giebt Menschen, die von einem Dutzend Flaschen nicht niedergeworfen werden können, und ich gestehe in aller christlichen Demuth, daß ich zu jenen auserwählten Geschöpfen gehöre, und ich danke dem Herrn dafür. Es giebt aber auch unvollkommene und schwache Naturen, die ein einziger Schoppen umwerfen kann, und es scheint, mein lieber Sohn in Christo, daß Du zu diesen gehörst. Wir rathen Dir daher, des goldenen Rebensaftes nur mit Maß zu genießen und die kirchlichen Würdenträger nicht mehr mit den Hallucinationen eines stümperhaften Trinkers zu belästigen. Wir rathen Dir außerdem, die Geschichte Deiner letzten Albernheit nicht weiter auszuplaudern und Deine Zunge wohl im Zaume zu halten, widrigenfalls die Kirchenbehörde Dir durch den weltlichen Arm fünf und zwanzig wohl gezählte Stockschläge verabreichen lassen würde. Für jetzt, mein sehr theurer Sohn in Christo, begieb Dich in die Küche des Klosters, wo der Bruder Kellermeister und

der Bruder Küchenmeister Dir einen Morgenimbiß auftragen lassen werden." —

Dazu ertheilten Ihre Ehrwürden dem Fischer noch Ihren Seegen, und dieser lenkte darauf ganz verdutzt seine Schritte zur Küche. Beim Anblick des Bruders Kellermeisters und des Bruders Küchenmeisters glaubte er in Ohnmacht sinken zu müssen: es waren leibhaftig die beiden nächtlichen Gefährten des Priors, die beiden Mönche, welche mit ihm über den See gefahren waren. Der Fischer erkannte eben so den dicken Wanst und das kahle Haupt des Einen, wie die Gestalt des Andern mit seinen begehrlichen, lüsternen Gesichtszügen und den spitzen Bocks-Ohren. Gleichwohl ließ er kein Wort verlauten, und erst lange Zeit nachher, als bereits seine Haare weiß geworden waaren, erzählte er seinen Kindern und Enkeln, die sich um ihn am Feuerheerde gruppirten, diese Geschichte.

Alte Chroniken, welche eine ähnliche Legende erzählen, versetzen die Scene nach Speier am Rhein. Man erkennt darin heidnische Reminiscenzen an die Ueberfahrt der Todten, welche dort ebenfalls mit einem Nachen bewerkstelligt wurde. In einer an der Küste von Ostfriesland verbreiteten Sage sind die alten auf die Reise der Verstorbenen ins Schattenreich bezüglichen Ideen am reinsten ausgedrückt. Zwar hört man nirgends von einem Schiffer Namens Charon, und ist im Allgemeinen diese seltsame Figur aus der Volkssage verschwunden und nur noch auf den Puppentheatern erhalten, aber die friesische Legende läßt uns in einem holländischen Kaufmanne eine in anderer Beziehung wichtige mythologische Person erkennen, die das Geschäft übernommen hat, die Todten an den Ort ihrer letzten Bestimmung zu befördern und das gewöhn-

liche Ueberfahrtsgeld einem Fährmann oder Fischer bezahlt, der die Stelle des Charon eingenommen hat. Wir werden es uns angelegen sein lassen, den wahren Namen jener Person, trotz ihrer eigenthümlichen Verkleidung zu enthüllen; daher will ich die Sage selbst so treu als möglich wiedergeben.

In Ostfriesland, an der Küste der Nordsee, giebt es viele Buchten, die eine Art von kleinen Häfen bilden und „Siehle" genannt werden. An einem der am meisten hervorspringenden Punkte dieser kleinen Meerbusen erhebt sich das einsame Haus eines Fischers, der hier mit seiner Familie glücklich und zufrieden lebt. Die Natur ist in dieser Gegend wie abgestorben; kein Vogel läßt seinen Gesang ertönen, man hört nichts als die Sturmvögel, welche von Zeit zu Zeit von ihren im Sande verborgenen Nestern auffliegen und mit ihrem scharfen und klagenden Geschrei ein herannahendes Unwetter ankündigen. Hin und wieder sieht man auch eine Seemöve, einen Vogel von böser Vorbedeutung, mit ihren ausgebreiteten weißen Flügeln gespenstartig über das Meer hinstreifen. Das eintönige Rollen der Wogen, die sich an der Küste brechen oder gegen die Dünen stoßen, stimmt ganz mit den düstern Wolkenzügen überein, die den Himmel verdecken. Auch die Menschen singen hier nicht; an dieser melancholischen Küste ertönt niemals die Melodie eines Volksliedes. Die Einwohner von Ostfriesland sind ernst, bieder, mehr aufgeklärt als gläubig und haben, obwohl ihnen ihre ehemaligen demokratischen Institutionen genommen worden, doch nichtsdestoweniger ihren Geist der Unabhängigkeit bewahrt, jenes Erbtheil ihrer unerschrokkenen Vorväter, welche mit Heldenmuth ebenso gegen

die Ueberfluthungen des Oceans, als gegen die Fürsten des Nordens gekämpft haben. Leute solchen Schlages geben sich keinen mystischen Träumereien hin und werden ebenso nicht leicht vom Sturme der Gedanken beunruhigt. Für den Fischer, der das einsame Siehl bewohnt, ist der Fischfang das Wesentlichste, und von Zeit zu Zeit haben sie noch eine kleine Einnahme von den Reisenden, die sich von ihnen auf eine der benachbarten Inseln übersetzen lassen.

An einem bestimmten Tage des Jahres — so erzählt man nun, — und genau zur Mittagsstunde, in dem Augenblick wo der Fischer bei Tische sitzt und mit seiner Familie in der großen Stube speist, trifft ein Fremder ein und ersucht den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zur Besprechung von Geschäften zu gewähren. Der Fischer erfüllt, nachdem er den Fremden vergebens zur Theilnahme an seinem bescheidenen Mahle eingeladen hat, endlich das Gesuch desselben, und beide ziehen sich, etwas von der übrigen Familie entfernt, in eine Fensternische zurück. Ich will nicht nach dem Beispiele unserer für das Tagesbedürfniß arbeitenden Romanschreiber hier das Aeußere des Reisenden mit ermüdender Weitschweifigkeit schildern; für die mir vorliegende Aufgabe genügt ein kurzes Signalement desselben. Hier ist es mit wenigen Worten: Der Fremde ist ein kleiner Mann, schon in Jahren vorgerückt, aber noch kräftig, mit einem Wort ein rüstiger Alter, wohlbeleibt ohne gerade dick zu sein, mit kleinen, vollen und apfelrothen Backen, forschenden und mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin blinzelnden Augen, einem kleinen gepuderten Kopfe und auf demselben einen kleinen dreieckigen Hut. Unter einem hellgelben

mit einer unzähligen Menge von kleinen Krägelchen besetzten Reiserocke trägt unser Mann das altmodische Costüm, das wir auf den alten Bildern von holländischen Kaufleuten sehen und das eine gewisse Behäbigkeit verräth: einen apfelgrünen, seidenen Rock, eine Weste mit eingestickten Blumen, Beinkleider von schwarzem Atlas, gestreifte Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen. Seine Fußbekleidung ist so rein und glänzend, daß man gar nicht begreift, wie er durch die morastigen Wege des Siehls zu Fuß kommen konnte, ohne sich zu beschmutzen. Seine kurzathmige Sprache hat einen scharfen Ton und wird zuweilen kreischend; immer jedoch befleißigt sich der gute kleine Mann in Rede und Bewegung der Würde und Gemessenheit, die einem holländischen Kaufmanne so gut ansteht. Sein Stand als Geschäftsmann verräth sich nicht allein in seinem Anzuge, sondern auch in der Genauigkeit und kaufmännischen Umsicht, mit welcher er sein Geschäft auf die für seinen Auftraggeber vortheilhafteste Weise abzuschließen sucht. Er giebt sich in der That für einen Commissionair aus, der den Auftrag hat, an der ostfriesischen Küste einen Fährmann zu miethen, welcher willens ist, eine gewisse Anzahl Seelen, nämlich so viel als seine Barke aufnehmen kann auf die „Weiße Insel" überzusetzen. Zu diesem Ende — fährt der Holländer fort — möchte er nun wissen, ob der Fischer wohl geneigt wäre, in der kommenden Nacht die besagte Ladung Seelen auf die benannte Insel hinüberzufahren; in diesem Falle wäre er bereit, ihm das Ueberfahrtsgeld im Voraus zu bezahlen, in der festen Ueberzeugung, daß der Fährmann als ehrlicher Christ ihm den möglichst niedrigsten Preis stellen werde. Der holländische Geschäftsmann — das ist eigent-

lich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Geschäftsmann ist — macht diesen Antrag mit einer nachlässigen Ruhe, ganz als wenn es sich um eine Ladung Käse und nicht um Seelen der Todten handelte. Das Wort „Seelen" macht auch für den ersten Augenblick auf den Schiffer einen eigenthümlichen Eindruck, er fühlt, wie ein Frösteln ihm über den Rücken läuft, denn er merkt gleich vom Anfang an, daß hier von Seelen Verstorbener die Rede sei und daß er den räthselhaften Holländer vor sich habe, von welchem seine Seegefährten ihm oft erzählt hatten, jenen Greis, der zu wiederholten Malen ihr Fahrzeug gemiethet habe, um die Seelen der Geschiedenen nach der „Weißen Insel" zu bringen und der sie immer sehr gut dafür bezahlt habe. Aber die Bewohner dieser Küstengegend sind, wie ich bereits oben bemerkt habe, muthig, von gesundem Körper, vernünftig, ohne Einbildungen und daher für die leeren Schrecken, die uns die Geisterwelt einflößt, wenig zugänglich. Daher währte auch das geheime Grausen, das plötzliche Erbeben des schaudernden Fischers nur wenige Augenblicke; er erholt sich bald wieder und denkt mit der gleichgültigsten Miene von der Welt nur noch daran, wie er den möglichst höchsten Preis für seine Ueberfahrt erlangen könnte. Nachdem man einige Zeit gehandelt, werden beide Theile endlich einig; das Geschäft ist abgeschlossen und man giebt sich den gebräuchlichen Handschlag. Der Holländer zieht sodann unverweilt einen ganz schmierigen ledernen Beutel aus seiner Tasche, der mit kleinen Geldstücken, den kleinsten, die jemals in Holland geprägt worden sind, angefüllt ist, und bezahlt in dieser lilliputanischen Münze den ganzen Betrag für die Ueberfahrt voraus. Nachdem er dem Fähr-

mann noch eingeschärft, daß er sich ja gegen Mitternacht, zur Stunde da der Mond in seinem vollen Lichte erscheint, mit seinem Fahrzeuge an einem bestimmten Punkte der Küste zur Empfangnahme seiner Ladung Seelen einstellen möge, nimmt der Holländer von der ganzen Familie, die ihn von Neuem vergebens eingeladen mit ihnen zu essen, Abschied; dann entfernt er sich in einem gewandten und hüpfenden Schritte, der von dem Ansehen des Ernstes und der niederländischen Seelenruhe, das er sich zu geben gesucht hatte, eigenthümlich absticht.

Zur verabredeten Stunde befindet sich der Fährmann an dem verabredeten Orte mit seiner Barke. Diese wird anfangs von den Wogen hin und her geworfen, aber sobald der Mond sich zum Untergange neigt, bemerkt der Schiffer, daß sein Fahrzeug sich weniger leicht bewegt und nach und nach immer tiefer sinkt, so daß es zuletzt nur eine Handbreite hoch aus dem Wasser hervorragt. Aus diesem Umstande schließt er, daß seine Passagiere, d. h. die Seelen, sich am Bord befinden und er beeilt sich abzustoßen. Da kann er lange seine Augen anstrengen, um in seiner Barke etwas zu sehen; er bemerkt nichts darin, als einige Nebelflocken, die sich hin und her bewegen und in einander fließen, ohne eine bestimmte Form annehmen zu können. Vergebens spitzt er seine Ohren, er hört nichts als ein leises, kaum vernehmbares Flüstern und Knistern. Nur von Zeit zu Zeit fliegt eine Möve mit kläglichem Geschrei über sein Haupt hin, oder ein Fisch steckt nahe an seiner Seite den Kopf aus dem Wasser und heftet seine großen, furchtsamen Augen auf ihn. Die Nacht gähnt ihn an und die Luft weht kalt; ringsum nichts als Meer, Mondschein und Schweigen.

Stumm wie Alles, was ihn umgiebt, erreicht der Fährmann endlich die „Weiße Insel," wo er sein Fahrzeug anlegt. Er sieht Niemanden am Ufer, aber er vernimmt eine keuchende Stimme mit kurzathmigem Kreischen, in der er die des Holländers erkennt. Diese unsichtbare Person scheint eine Liste von Eigennamen abzulesen, und zwar in dem eintönigen Vortrage eines Aufsehers, welcher Namen aufruft. Mehrere dieser Namen sind dem Fischer bekannt, da sie Personen angehören, die im Laufe des letzten Jahres gestorben sind. Während der Verlesung dieses Namensverzeichnisses wird die Barke allmälig leichter. Vor einigen Augenblicken lag sie noch auf dem Sande der Düne, und nun steigt sie in dem Maße, als die Namensliste erschöpft wird. Der Fährmann merkt endlich, daß seine Ladung an den Bestimmungsort gelangt ist, und kehrt in Frieden zu seiner Frau und seinen Kindern in sein liebes Häuschen an dem Siehl zurück.

Auf dieselbe Weise wird die Reise der Seelen nach der „Weißen Insel" jedesmal bewerkstelligt. Ein außergewöhnlicher Umstand fiel einem Fährmanne, der diese Ueberfahrt besorgte, einmal ganz besonders auf. Die unsichtbare Person nämlich, welche am Ufer die Namensliste ablas, unterbrach sich plötzlich und rief aus: „Wo ist denn Pitter Jansen? Pitter Jansen ist ja nicht da!" — Hierauf erwiederte eine kleine flötende Stimme: „Ich bin Pitter Jansens Frau und ich habe mich unter dem Namen meines Mannes einschreiben lassen."

Nunmehr halte ich mich endlich für stark genug, um die wichtige mythologische Person, die in dieser Legende figurirt, durch ihre listige Verkleidung hindurch zu ent=

hüllen. Sie ist nämlich Niemand anders als der Gott Mercur, der ehemalige Seelenführer, der dieses besonderen Amtes wegen „Hermes Psychopompos" genannt wurde. Ja unter diesem unscheinbaren Rocke, unter dieser armseligen Gestalt eines Krämers versteckt sich einer der stolzesten und berühmtesten der heidnischen Götter, der edle Sohn der Maja. An dem kleinen dreieckigen Hute weht nicht die kleinste Feder, welche an die Flügel der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte; an seinen Schuhen mit Stahlschnallen findet man nicht die geringste Spur von beflügelten Sandalen. Dieses niederländische Blei bildet einen vollkommenen Contrast zu dem beweglichen Quecksilber, dem der Gott seinen eigenen Namen verliehen hat; aber gerade dieser Contrast offenbart die Absicht des schlauen Gottes: er nahm diese Maske nur vor, um vor einer Erkennung desto sicherer zu sein. Nicht aus Laune oder Zufall hat er diese Verkleidung gewählt. Mercur war bekanntlich der Gott der Diebe und der Kaufleute und übte beide Industrien mit Erfolg aus. Es war demnach ganz natürlich, daß er bei der Wahl seiner Vermummung, unter der er sich zu verbergen suchte und des Gewerbes, das ihn ernähren sollte, seinen Antecedentien und Anlagen Rechnung trug. Er hatte nur zu berechnen, welcher jener Erwerbszweige, die sich nicht gar zu bedeutend von einander unterscheiden, ihm die meiste Aussicht auf Gelingen darböte. In Bezug auf den Diebstahl mußte er sich gestehen, daß derselbe durch hundertjährige Vorurtheile in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt worden ist, daß es den Philosophen bisher noch nicht gelungen, ihn wieder zur Geltung zu bringen und dem Eigenthume gleichzustellen, daß er von der Po-

lizei und den Gensd'armen nicht mit den freundlichsten Augen angesehen werde, und daß der Dieb zum Lohne für allen seinen Muth und seine Geschicklichkeit zuweilen zur Galeerenstrafe, wo nicht gar zum Strange verurtheilt wird; der Handel dagegen habe sich der größten Straflosigkeit zu erfreuen, werde von der Gesellschaft geehrt und von den Gesetzen geschützt; Kaufleute würden mit Orden decorirt, kämen an den Hof, und könnten sogar zu Ministerpräsidenten gemacht werden. Der schlaueste der Götter entschied sich demnach natürlicherweise für den am meisten gewinnbringenden und am wenigsten gefährlichen Stand, für den Handel, und um ein rechter Geschäftsmann zu sein, wurde er ein holländischer Kaufmann. Wir sehen ihn also, wie er in dieser Eigenschaft sich auf die Beförderung der Seelen nach dem Reiche des Pluto legt, und er, der alte Hermes, der eignete sich ganz besonders für dieses Geschäft.

Die „Weiße Insel" wird auch zuweilen „Brea" oder „Britania" genannt. Sollte dieser Name eine Anspielung auf das weiße Albion sein, auf die Kalkfelsen der englischen Küste? Es wäre in der That ein spleeniger Gedanke, aus England das Land der Todten, das Reich Pluto's, die Unterwelt, zu machen. Und doch ist es möglich, daß sich Großbritannien mehr als Einem Fremden unter diesem Charakter darstellte.

In meiner Abhandlung über die Faustsage habe ich ausführlich über das Reich des Pluto und den sich daran anknüpfenden Volksglauben gesprochen; ich habe dort dargethan, wie aus dem Schattenreiche eine vollkommen organisirte Hölle geworden ist und wie man den alten Beherrscher der Finsterniß gänzlich dem Satan gleich-

gestellt hat; aber nur der amtliche Kirchenstil beehrt die alten Gottheiten mit so schrecklichen Namen. Ungeachtet dieses Kirchenbannes blieb Pluto's Lage im Grunde dieselbe. Pluto, der Gott der Unterwelt, und sein Bruder Neptun, der Gott der Meere, sind nicht wie ihre Verwandten, die andern Götter, ausgewandert. Selbst nach dem Siege des Christenthums blieben Beide in ihren Reichen, in ihren Elementen. Auf der Erde konnte man die albernsten und abgeschmacktesten Fabeln auf seine Kosten erdichten, der alte Pluto saß warm und ungestört unten bei seiner schönen Proserpina. Neptun endlich war der Gott, der am wenigsten Plackereien zu erdulden hatte: weder Glockentöne noch Orgelklänge konnten sein Ohr in der Tiefe des Oceans beleidigen, wo er mit Amphitrite, seiner guten Ehefrau, in der Gesellschaft von weißen Nereïden und pausbackigen Tritonen in Ruhe und Frieden residirte. Nur zu Zeiten, wenn ein junger Seemann zum ersten Male die Linie passirte, tauchte der Gott aus dem Schooße der Fluthen empor, den Dreizack in der Hand, den Kopf mit Schilf bekränzt und mit langem in silberweißen Locken bis zum Gürtel herabwallenden Barte. Dann gab er dem jungen Neuling die gewaltige Taufe des Meerwassers und hielt zugleich zur größten Freude seiner getheerten Zuhörer eine lange mit kräftigen Seemannsspäßen gespickte Rede, deren Worte aus seinem von dem herben und gelben Safte des Priemchens vollen Munde mehr ausgespieen als ausgesprochen wurden. Einer meiner Freunde, der mir beschrieben hat, wie man an Bord der Schiffe dieses oceanische Mysterium feiert, hat mir versichert, daß die Matrosen, während sie beim Anblick dieser den Neptun vorstellenden possirlichen Carne-

vals-Figur aus vollem Halse lachten, doch im Grunde ihres Herzens nicht den geringsten Zweifel an der Existenz dieses Gottes hegen, dessen Beistand sie sogar in großen Gefahren manchmal anrufen.

Neptun blieb demnach der Beherrscher des Reiches der Meere, eben so wie Pluto, trotz seiner Verwandlung in den Teufel, den Thron des Tartarus behielt. Sie waren Beide glücklicher als ihr Bruder Jupiter, der ganz besonders die verschiedensten Wechsel des Glücks zu erdulden hatte. Dieser dritte Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturze seines Vaters die Oberherrschaft über die Götter an sich gerissen hatte, thronte eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf dem Gipfel des Olymp, umgeben von einem heitern Hofe von hohen und höchsten Göttern und Halbgöttern, so wie von hohen und höchsten Göttinnen und Nymphen, ihren himmlischen Kammerfrauen und Ehrendamen, welche Alle, sich an Nectar und Ambrosia erquickend, ein lustiges Leben führten, die an der Erdscholle unten klebenden gemeinen Geschöpfe verachteten und sich keine Sorge für den folgenden Tag einkommen ließen. Aber ach! Als die Herrschaft des Kreuzes, des Leidens, verkündigt wurde, da flüchtete der große Chronide und verschwand mitten unter dem Getümmel der barbarischen Völker, welche die römische Welt überschwemmten und an sich rissen. Man verlor die Spuren des Ex-Gottes gänzlich, und vergebens befrug ich alte Chroniken und alte Weiber: Niemand hat mir auch nur die entfernteste Auskunft über sein Schicksal geben können. Ich habe viele Bibliotheken durchstöbert, wo ich mir die prachtvollsten, mit Gold und Edelsteinen verzierten codices, wahre Odalisken im Harem der

Wissenschaft, zeigen ließ — und ich benutze diese Gelegenheit, um der Sitte gemäß hier den gelehrten Eunuchen meinen Dank öffentlich auszusprechen, die mir, ohne zu sehr zu brummen und zuweilen selbst mit Freundlichkeit, diese ihrer Huth anvertrauten köstlichen Schätze zugänglich gemacht haben. Ich habe mich aber überzeugt, daß das Mittelalter uns keine Ueberlieferungen über Jupiters Schicksal seit dem Sturze des Heidenthums hinterlassen hat. Alles was ich in Bezug auf diesen Gegenstand ausfindig machen konnte, ist in der Geschichte enthalten, die mir einst mein Freund Niels Andersen erzählt hat.

Ich habe Niels Andersen genannt, und diese gute, so drollige und liebenswürdige Gestalt taucht freundlich lächelnd in meinem Gedächtnisse auf. Ich will ihr hier einige Zeilen widmen. Zudem liebe ich es, meine Quellen anzugeben und ihre guten und übeln Eigenschaften aufzudecken, damit der Leser im Stande sei, aus eigener Ueberzeugung zu urtheilen, bis zu welchem Grade diese Quellen seinen Glauben verdienen.

Niels Andersen, zu Drontheim in Norwegen geboren, war einer der geschicktesten und unerschrockensten Wallfischjäger, die ich je gesehen habe. Ihm verdanke ich meine auf den Wallfischfang bezüglichen Kenntnisse. Er machte mich mit allen Kunstgriffen des Handwerks vertraut, er lehrte mich alle Kniffe und Finten kennen, die das kluge Thier anwendet, um die Kriegslist des Jägers zu vereiteln und ihm zu entwischen. Niels Andersen unterrichtete mich in der Handhabung der Harpune, er zeigte mir, wie man in dem Augenblicke, da man die Harpune auswirft, mit dem Kniee des rechten Beines sich auf den Rand des Schiffes stützen müsse und mit dem linken Beine dem tölpelhaften

Matrosen, der das an der Harpune befestigte Tau nicht schnell genug schießen läßt, einen tüchtigen Fußtritt versetzt. Ihm verdanke ich Alles, und wenn ich trotzdem kein berühmter Wallfischfänger geworden bin, so liegt die Schuld weder an Niels Andersen noch an mir, sondern an meinem bösen Sterne, der mich in der Laufbahn meines Lebens niemals einem Wallfische begegnen ließ, mit welchem ich in würdiger Weise einen Kampf hätte aufnehmen können. Ich bin leider immer nur auf gemeine Stockfische und elende Häringe gestoßen. Wozu dient aber die beste Harpune, wenn man es nur mit einem Häringe zu thun hat? Und jetzt, da meine Beine gelähmt sind, muß ich für immer auf die Wallfischjagd verzichten! Als ich übrigens in Ritzebüttel bei Cuxhaven die Bekanntschaft mit Niels Andersen machte, war er ebenfalls nicht mehr leicht zu Fuße, denn an der Küste von Senegal hatte ein junger Haifisch, der sein rechtes Bein ohne Zweifel für eine Stange Gerstenzucker angesehen hat, ihm dasselbe mit einem einzigen Biß abgerissen; seit der Zeit humpelte der arme Niels Andersen auf einem künstlichen, aus einer Tanne seines Vaterlandes verfertigten Beine einher, das er als ein Meisterwerk der norwegischen Zimmerei rühmte. Sein größtes Vergnügen war zu dieser Zeit, sich auf den obersten Deckel eines großen leeren Fasses zu setzen, auf dessen Bauch er mit seinem hölzernen Beine trommelte. Ich half ihm auf die Tonne hinaufklettern, aber zuweilen gewährte ich ihm, wenn er wieder hinabsteigen wollte, meinen Beistand dazu nur unter der Bedingung, daß er mir vorher eine seiner merkwürdigen Sagen von der Nordsee erzählte.

Gerade wie Mahomet-Ebn-Mansur alle seine Gedichte mit einem Lobe des Pferdes begann, ließ Niels Andersen

allen seinen Erzählungen eine preisende Aufzählung der Eigenschaften des Wallfisches vorangehen. Mit einem solchen Panegyrikus leitete er denn auch die Legende ein, die wir hier geben wollen.

Der Wallfisch, sagte er, wäre nicht bloß das größte, sondern auch das herrlichste unter allen Thieren; die beiden Wasserströme, die aus seinen oben am Haupte befindlichen Nasenlöchern spritzten, gäben ihm das Ansehen einer Fontäne und brächten, zumal bei Nacht im Mondenscheine, eine magische Wirkung hervor. Zudem habe dieses Thier aber auch Sympathien, einen guten Character und viel Neigung und Geschmack für das eheliche Leben. — Es ist ein rührendes Schauspiel, setzte er hinzu, eine Wallfischfamilie um ihr ehrwürdiges Oberhaupt gruppirt und, um sich an der Sonne zu wärmen, auf einem enormen Eisblocke gelagert zu sehen. Manchmal fängt die junge Zucht zu spielen und zu tollen an, und dann werfen sich am Ende alle ins Meer, um mitten unter den ungeheuren Eisblöcken Versteck zu spielen. Die Reinheit ihrer Sitten und ihre Keuschheit darf freilich weniger moralischen Principien, als dem Eiswasser, in dem sie sich beständig bewegen, zugeschrieben werden. Man kann leider auch nicht leugnen, fuhr Niels Andersen fort, daß sie keine Frömmigkeit besitzen, daß sie ohne alle Religion sind . . .

Das halte ich für einen Irrthum! unterbrach ich meinen Freund. Ich habe letzhin den Bericht eines holländischen Missionärs gelesen, in welchem dieser die Pracht der Schöpfung beschreibt, die ihm zufolge sich selbst in den Polargegenden zu der Stunde offenbart, wenn die Sonne eben aufgegangen ist, und die auf die gigantischen Eisfelder fallenden Lichtstrahlen dieselben jenen Diamant-

schlössern ähnlich machen, von welchen wir in den Feenmärchen lesen. Diese ganze Schönheit der Schöpfung ist, wie der gute Herr sagt, ein Beweis für die Allmacht Gottes, die auf jedes lebendige Wesen der Art einwirkt, daß nicht bloß der Mensch, sondern auch ein Ungethüm von Fisch, hingerissen von diesem Anblick, den Schöpfer verehrt und seine Gebete an ihn richtet. Der gute Herr versichert, daß er mit seinen eigenen Augen einen Wallfisch gesehen habe, der sich an dem Rande eines Eisblockes aufrichtete und den oberen Theil seines Körpers in der Weise bewegte, wie Menschen, welche beten.

Niels Andersen gab zu, daß auch er Wallfische gesehen habe, die sich an einem Eisfelsen in die Höhe richteten und Bewegungen machten, die denen wohl ähnlich wären, welche wir in den Bethäusern mancher religiösen Secten beobachteten; aber er behauptete, daß die Frömmigkeit dabei nicht im Spiele sei. Er erklärte die Sache aus physiologischen Gründen; er machte mir bemerklich, daß der Wallfisch, dieser Chimborasso unter den Thieren, unter seiner Haut Fettlager von einer fabelhaften Größe habe, so daß ein einziger Wallfisch oft hundert bis hundertfünfzig Fässer Thran gebe. Diese Fettlagen haben eine solche Dicke, daß, während der Coloß seiner ganzen Länge nach auf einer Eisscholle ausgestreckt liegt, Hunderte von Wasserratten sich darin einnisten können. Diese Gäste, die weit größer und gieriger als die Landratten sind, führen unter der Haut des Wallfisches ein lustiges Leben und fressen sich Tag und Nacht an dem vortrefflichen Fette satt, ohne daß sie auch nur nöthig hätten, ihr Nest einmal zu verlassen. Am Ende aber werden diese Schmausereien dem unfreiwilligen Wirthe

doch unbequem und verursachen ihm sogar bedeutende Schmerzen. Da er nicht Hände hat, wie der Mensch, der Gott sei Dank sich kratzen kann, wenn's ihn juckt, so sucht der Wallfisch Erleichterung seiner Leiden darin, daß er sich an die scharfen Kanten eines Eisfelsens drückt und sich daran mit wahrer Wuth durch gewaltiges Auf- und Niederbewegen den Rücken reibt, wie wir es an den Hunden sehen, die ihre Haut an einem Holze reiben, wenn die Flöhe sie zu sehr beißen. In diesen Bewegungen nun hatte der gute Herr die erbauliche Handlung des Gebetes zu sehen geglaubt und schrieb der Frömmigkeit die verzweifelten Sprünge zu, an denen die Orgien der Ratten Schuld waren. Eine so ungeheure Menge Thran der Wallfisch auch in sich fassen mag, von religiösem Gefühle besitzt er doch nicht die Spur. Nur unter den lebenden Wesen von mittelmäßiger Größe findet man Religion; die ganz großen, die riesenhaftesten Geschöpfe wie der Wallfisch, sind mit dieser Eigenschaft nicht ausgestattet. Und warum nicht? Vielleicht darum nicht, weil sie keine so geräumige Kirche finden, in deren Schooß sie eintreten könnten? Die Wallfische finden auch keinen Geschmack an den Propheten, und jener, der den Jonas verschlang, hat den großen Prediger nicht verdauen können: von Ekel ergriffen, spie er ihn nach drei Tagen wieder aus. Das beweist unfehlbar die Abwesenheit jeden religiösen Gefühls in diesen Ungethümen. Der Wallfisch wird sich also keine Eisscholle zum Betstuhl wählen und mit seinen Balancirungen bigotte Grimassen machen. Er betet so wenig den wahren Gott an, der da oben im Himmel wohnt, als den falschen, heidnischen

Gott, der nahe am Eispol wohnt, auf der Kanincheninsel, wo das Thier ihm mitunter einen Besuch macht.

Was ist denn die „Kanincheninsel?" fragte ich Nils Andersen. Er klapperte mit seinem hölzernen Bein auf der Tonne und antwortete: „Gerade auf dieser Insel passirt die Geschichte, die ich Ihnen erzählen soll. Ich kann Ihnen ihre geographische Lage nicht genau bestimmen. Seitdem sie entdeckt worden ist, hat Niemand wieder hinkommen können; die ungeheuren Eisberge, die rings um dieselbe aufgethürmt sind, versperren den Zugang zu ihr. Nur das Schiffsvolk eines russischen Wallfischfahrers, den der Sturm in diese nördlichen Striche geworfen hatte, hat sie besuchen können, und seitdem sind mehr als hundert Jahre verflossen. Als jene Seeleute mit ihrer Barke dort landeten, fanden sie das Land verlassen und ohne Cultur. Kümmerlicher Ginster schwankte trübselig auf dem beweglichen Sande; hie und da waren einiges Zwerggesträuch und verkümmerte, auf unfruchtbarem Boden hinkriechende Tannen zerstreut. Kaninchen liefen überall in großer Anzahl umher; darum gaben jene Reisenden dem Inselchen den Namen „Kanincheninsel." Eine Hütte, die einzige, die man traf, zeigte die Gegenwart eines menschlichen Wesens an. Als die Seeleute in diese Hütte getreten waren, sahen sie einen hochbetagten in Kaninchenfelle kläglich eingehüllten Greis; er saß auf einem Sitz von Stein und wärmte seine mageren Hände und schlotternden Kniee an einem Heerde, auf welchem einiges Strauchwerk brannte. Zu seiner Rechten befand sich ein Vogel von übermäßiger Größe, der einem Adler ähnlich sah, den aber die Mauser so grausam entfedert hatte, daß ihm nur noch die großen Schwungfedern seiner Flügel geblieben

waren: das gab dem Vogel ein lächerliches und zugleich erschreckend häßliches Ansehen. Zur Linken des Greises lag an der Erde eine alte kurzhaarige Ziege, die aber einfältig gut aussah und trotz ihres hohen Alters ein milchstrotzendes Euter und frische, rothe Zitzen behalten hatte.

Unter den an der Kanincheninsel gelandeten Seeleuten befanden sich einige Griechen; einer unter ihnen sagte, da er nicht glaubte, daß der Herr der Hütte seine Sprache verstehen würde, zu seinen Cameraden auf Griechisch: „Der alte Kauz muß ein Gespenst oder ein böser Geist sein.“ Bei diesen Worten schrak der Greis auf, erhob sich rasch von seinem Sitze, und die Seeleute sahen zu ihrem großen Erstaunen eine hohe imposante Gestalt, die mit befehlender und selbst majestätischer Würde sich ungeachtet der Seuche der Jahre gerade aufrecht hielt, so daß das Haupt an die Balken der Decke reichte. Seine Gesichtszüge, wenn auch verwüstet und zerrüttet, zeigten doch noch Spuren einer früheren Schönheit: sie waren edel und vollkommen regelmäßig. Wenige silberweiße Haare fielen auf eine von Stolz und Alter gerunzelte Stirn; seine Augen, wenn auch stier und glanzlos, warfen scharfe Blicke und sein stark gewölbter Mund brachte in griechischer Sprache, vermischt mit vielen Archaismen, folgende wohltönende und harmonische Worte hervor: „Ihr irrt euch, junger Mann, ich bin weder ein Phantom noch ein böser Geist; ich bin ein Unglücklicher, der bessere Tage gesehen hat. Aber wer seid ihr?“

Auf diese Frage gaben die Seeleute ihrem Wirthe über das Unglück Auskunft, das sie von ihrem Wege

abgebracht hatte, und baten ihn, ihnen über alles, was die Insel betreffe, Bescheid zu ertheilen; aber der Greis konnte ihrem Verlangen nicht willfahren. Er sagte ihnen, daß er seit undenklicher Zeit diese Insel bewohne, deren Eiswälle ihm ein sicheres Asyl gegen seine unversöhnlichen Feinde gewähren, welche ihm seine legitimen Rechte geraubt hätten; er lebe hauptsächlich vom Ertrage der Jagd auf Kaninchen, an denen die Insel Ueberfluß habe; alljährlich kämen zu der Zeit, wenn das schwimmende Eis sich zu einer compacten Masse bilde, Trupps von Wilden in Schlitten an, an die er seine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm allerlei, was zur Nothdurft gehöre, dafür in Tausch geben. Die Wallfische, sagte er, die von Zeit zu Zeit ihre Richtung nach dieser Insel nähmen, seien seine liebste Gesellschaft. Doch, fuhr er fort, mache es ihm in diesem Augenblicke viele Freude, seine Muttersprache reden zu können: denn er sei Grieche von Geburt. Er bat seine Landsleute, ihm einige Neuigkeiten über den gegenwärtigen Zustand Griechenlands mitzutheilen. Er hörte mit einer schlecht verhehlten Schadenfreude, daß man das Kreuz auf den Thürmen der hellenischen Städte zerbrochen habe, zeigte aber weniger Befriedigung, als man ihm sagte, daß dieses christliche Symbol durch den Halbmond verdrängt worden sei. Seltsam war es, daß keiner der Seeleute die Namen der Städte kannte, nach denen er sich bei ihnen erkundigte, und die, wie er sagte, zu seiner Zeit blühend gewesen waren. Umgekehrt waren die Namen, unter denen die Matrosen die Städte und Flecken des heutigen Griechenlands angaben, ihm gänzlich fremd. Auch schüttelte der Alte oft kummervoll das Haupt, und die Matrosen sahen

überrascht einander an: sie sahen wohl, daß der Alte die Oertlichkeiten des Landes selbst bis in's kleinste Detail hinein vollständig kannte; denn er beschrieb die Buchten, die Landzungen, die Vorgebirge, oft selbst die kleinsten Hügel und manche isolirte Feldgruppen auf's bestimmteste und genaueste, so daß seine Unkenntniß in Betreff der gewöhnlichsten typographischen Namen sie nur noch mehr verblüffte.

Mit dem lebendigsten Interesse und selbst mit einer gewissen Aengstlichkeit erkundigte sich der Greis nach einem alten Tempel, der, wie er sagte, einst der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Keiner unter den Anwesenden kannte den Namen, welchen er mit zarter Rührung aussprach; endlich, nachdem der Alte die Stelle, wo das Monument zu finden sein sollte, aufs allerbestimmteste beschrieben hatte, erkannte sie ein junger Matrose. — Das Dorf, in dem ich geboren bin, liegt genau an jener Stelle; während meiner Knabenzeit habe ich dort lange die Schweine meines Vaters gehütet. Dort findet man allerdings die Ueberreste sehr alter Bauten, die von einer unerhörten Pracht zeugen: hin und wieder sieht man noch aufrechtstehende Säulen, manche einzelne, manche auch noch durch die Bruchstücke einer Bedachung verbunden; andere, darunter einige von röthlichem Marmor, liegen zerbrochen im Grase. Der Epheu hat ihre herrlichen, aus schön gearbeiteten Blumen und Blättern gebildeten Capitäler überwuchert. Große Marmorplatten, Fragmente von Wänden und Dächern liegen da, halb in den Boden eingesenkt, noch umher. Ich habe, fuhr der junge Mann fort, oft viele Stunden damit zugebracht, die darauf

eingegrabenen Kämpfe und Spiele, Tänze und feierlichen Aufzüge, schönen und komischen Figuren genau zu betrachten; leider sind diese Sculpturen durch die Zeit stark beschädigt und mit Moos und Schlingpflanzen überdeckt. Mein Vater, den ich einmal fragte, was diese Ruinen bedeuteten, antwortete mir, es seien die Ueberreste eines alten Tempels, in welchem einst ein heidnischer Gott gewohnt habe, der nicht blos den schwelgerischsten Ausschweifungen ergeben gewesen sei, sondern auch durch Blutschande und andere infame Laster sich besudelt habe; nichts desto weniger hätten die Götzendiener in ihrer Verblendung am Fuße seines Altares Stiere, oft zu Hunderten, geopfert. Mein Vater versicherte mir, daß noch das Marmorgefäß da sei, in welchem das Blut der Thiere aufgefangen wurde, und daß es eben der Trog sei, aus welchem ich meine Schweine das darin aufgesammelte Regenwasser saufen lasse und worin ich die Abfälle aufbewahre, die meine Thiere mit so viel Appetit verschlingen.

Nachdem der junge Seemann dies gesagt hatte, stieß der Greis einen tiefen Seufzer aus, der den stechendsten Schmerz verrieth; er sank nieder und fiel auf seinen Steinsitz zurück und, indem er das Gesicht mit seinen Händen bedeckte, fing er an zu weinen wie ein Kind. Der Vogel an seiner Seite erhob ein schreckliches Geschrei, breitete seine ungeheuren Flügel aus und bedrohte die Fremden mit seinem Schnabel und seinen Krallen. Die alte Ziege ließ ein Aechzen hören und leckte ihrem Herrn die Hände, um seinen Kummer durch ihre demüthigen Liebesbezeugungen zu mildern. Bei diesem Anblick wurde den Seeleuten das Herz ganz eigen beklemmt; sie verließen hastig die Hütte

und fühlten sich erst wieder frei, als sie nicht mehr die Seufzer des Greises, das Krächzen des abscheulichen Vogels und das Gemecker der alten Ziege hörten. Nach ihrer Rückkehr zum Schiffe erzählten sie dort ihr Abenteuer. Unter der Schiffsmannschaft befand sich ein Gelehrter, welcher erklärte, daß dies ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit sei. Indem er mit einer weisen Miene den Zeigefinger seiner rechten Hand an die Nase legte, versicherte er den Seeleuten, daß der Alte von der Kanincheninsel ohne Zweifel der alte Gott Jupiter, der Sohn des Saturn und der Rhea, einst der unumschränkte Herrscher der Götter, wäre; der Vogel, den sie an seiner Seite gesehen, wäre offenbar der berühmte Adler, welcher den Blitz in seinen Krallen getragen, und allem Anschein nach wäre die Ziege die alte Amme Amalthea, die den Gott einst auf der Insel Creta getränkt habe und jetzt fortfahre, ihn auf der Kanincheninsel mit ihrer Milch zu ernähren.

Dies war die Erzählung des Niels Andersen, und sie zerriß mir das Herz. Ich verhehle es nicht: schon seine Aufklärungen über die geheimen Leiden des Wallfisches hatten mich auf's Tiefste betrübt. Armes Thier! Gegen die Canaille von Ratten, die sich in deinem Körper einnistet und unaufhörlich darin wühlt, giebt es kein Mittel und du schleppst sie mit dir fort bis ans Ende deiner Tage; du magst immerhin von Norden nach Süden eilen und dich an den Eisschollen der beiden Pole reiben: der nichtswürdigen Ratten kannst du dich nicht entledigen. So ergriffen ich aber auch von der Pein der armen Wallfische war, so wurde meine Seele doch noch ganz anders durch das tragische

Schicksal dieses Greises bewegt, der nach der mythologischen Hypothese des gelehrten Russen kein Anderer war, als der weiland König der Götter, Jupiter der Chronide. Ja, auch er war dem Schicksal erlegen, welchem die Unsterblichen selbst nicht entgehen konnten, und der Anblick solchen Unglücks erfüllt uns mit Mitleid und Bitterkeit. Sei also Jupiter, sei der souveräne Herr der Welt, vor dessen Zornblick das Universum erzittert, sei von Homer besungen und von Phidias gemeißelt, in Gold und Elfenbein, sei von hundert Völkern lange Jahrhunderte hindurch angebetet, sei der Geliebte der Semele, der Danae, der Europa, der Alkmene, der Leto, der Jo, der Leda, der Calisto! — von allen dem bleibt am Ende nichts, als ein abgelebter Greis, der, um den Unterhalt für sein elendes Leben zu gewinnen, sich genöthigt sieht, ein Kaninchenfellhändler zu werden, wie ein armer Savoyarde. Ein solches Schauspiel macht allerdings der feilen Menge Vergnügen; sie beschimpft am nächsten Tage, was sie Tags vorher angebetet hat. Vielleicht befinden sich unter diesen Leuten die Nachkommen jenes unglücklichen Rindviehs, das einst zu Hunderten auf dem Altar des Jupiter geopfert wurde; mögen sie sich seines Falles freuen, mögen sie nach Herzenslust schmähen, um das Blut ihrer Ahnen die dem Götzendienst gefallen, zu rächen. Ich für meinen Theil bin tief bewegt und habe ein schmerzhaftes Mitgefühl bei dem Anblick dieses erhabenen Unglücks.

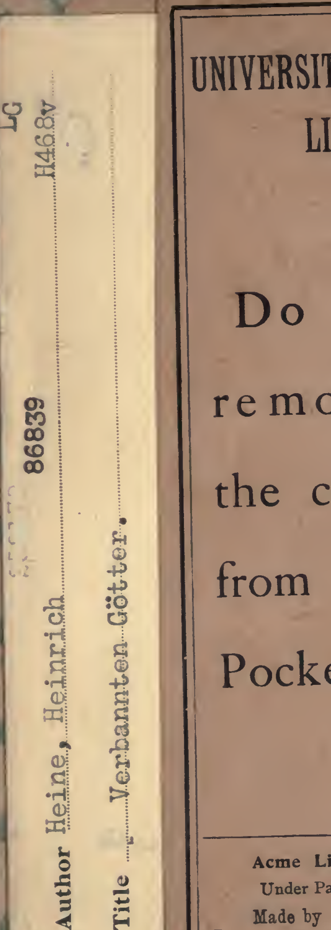
Diese Rührung hat mich vielleicht gehindert, in meiner Erzählung jene ruhige Haltung zu gewinnen, die dem Geschichtsschreiber so gut steht, und jenen strengen Ernst,

den man nur in Frankreich sich erwirbt. Auch gestehe ich bescheiden gegenüber den großen Meistern in diesem Gebiete meine ganze Unbedeutendheit ein, und indem ich mein Werk der Nachsicht des gütigen Lesers, dem ich stets meine größte Hochachtung bezeugt habe, empfehle, schließe ich hier die erste Abtheilung meiner Geschichte der „Verbannten Götter."

Druck von W. Büxenstein in Berlin, Königsstr. 43.






LG
H468v
86839
Author Heine, Heinrich
Title Verbannten Götter.

